Von

Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Dreizehnter Theil.

Leipzig,
Costenoble & Remmelmann.
1850.

Der König verläßt Saint-Cloud. — Ankunft der Dauphine in Trianon. — Das diplomatische Corps.

Wir haben die königliche Würde vom Grève-Platz bestaubt und athemlos unter der dreifarbigen Fahne, inmitten ihrer unverschämten Freunde fortziehen sehen; sehen wir jetzt den in Rheims gekrönten König inmitten seiner Garden und Almoseniere sich mit gemessenen Schritten zurückziehen. Die Etikette wird dabei streng beobachtet und wir hören kein Wort, das die Achtung und Ehrfurcht verletzte, selbst nicht von Denen, die ihn haßten. Der Soldat, der ihn wenig achtete, ließ sich für ihn todt schlagen und die weiße Fahne auf seinem Sarge, ehe sie für immer zusammen gelegt wurde, sagte zum Winde: „Grüße mich! Ich war in Ivry; ich sah Turenne sterben; die Engländer lernten mich in Fontenoy kennen; ich ließ die Freiheit unter Washington triumphiren; ich befreite Griechenland und wehe noch auf den Mauern von Algier!"

Am 31., mit Anbruch des Tages, zu derselben Stunde, wo der Herzog von Orleans sich zur Annahme der Stelle eines Generallieutenants vorbereitete, kamen die königlichen Diener von Saint-Cloud an das Bivouac der Brücke

von Sèvres und meldeten, daß sie verabschiedet seien und der König um $3^1/_2$ Uhr Morgens abgereist wäre. Die Soldaten wurden unruhig, beruhigten sich aber als der Dauphin erschien. Dieser kam zu Pferde heran, hielt vor der Linie, stotterte einige Phrasen, wendete sich und kehrte ins Schloß zurück. Der Muth fehlte ihm nicht, aber das Wort. Die erbärmliche Erziehung unserer Prinzen seit Ludwig XIV. macht sie unfähig, einen Widerspruch zu ertragen, sich wie Jedermann auszudrücken und sich mit den übrigen Menschen zu benehmen.

Die Höhen von Sèvres und die Terrassen von Bellevue füllten sich jetzt mit Menschen; man wechselte einige Flintenschüsse, darauf trat der Capitän, welcher die Avantgarde der Brücke von Sèvres commandirte zum Feinde über. Er führte eine Kanone und einen Theil seiner Soldaten zu den auf der Straße versammelten Banden. Darauf kamen die Pariser und die Garde überein, daß bis zur Räumung von Saint-Cloud und von Sèvres jede Feindseligkeit eingestellt werden solle. Der Rückzug begann. Die Schweizer wurden von den Bewohnern von Sèvres umringt und warfen ihre Waffen weg, obgleich sie fast sogleich durch die Lanziers befreit wurden, deren Oberstlieutenant eine Wunde erhielt. Die Truppen gingen durch Versailles, wo die Nationalgarde seit dem Tage zuvor mit einem Grenadierbataillon den Dienst versehen hatte. Die Dauphine kam von Vichy und vereinigte sich mit der königlichen Familie in Trianon, wo Herr von Polignac sich von seinem Herrn trennte.

Man hat gesagt, die Dauphine sei mit den Ordonnanzen nicht zufrieden gewesen. Um die Dinge richtig zu be-

urtheilen, muß man sie aus ihrem richtigen Standpunkte betrachten. Der Plebejer wird stets der Freiheit zugethan sein, der Fürst sich stets der Macht zuneigen. Es liegt darin weder ein Verbrechen für den Einen, noch ein Verdienst für den Andern. Die Dauphine hätte vielleicht gewünscht, daß die Ordonnanzen zu einer günstigeren Zeit erschienen wären, wo bessere Vorbereitungen zur Sicherung des Erfolgs getroffen worden wären; im Grunde aber gefielen sie ihr und mußten ihr gefallen. Die Herzogin von Berry war darüber entzückt. Diese beiden Prinzessinnen glaubten, das Königthum sei endlich von den Fesseln befreit, mit dem die Repräsentativregierung den Monarchen umgiebt.

Man ist erstaunt bei den Ereignissen des Juli kein Mitglied des diplomatischen Corps zu sehen, das doch nur zu sehr vom Hofe gefragt worden war und das sich nur zu sehr in unsere Angelegenheiten mischte.

Nur zweimal wird bei diesen Unruhen von fremden Gesandten gesprochen. An den Barrièren wurde ein Mann aufgehalten und das Packet, das er trug, in das Stadthaus geschickt. Es war eine Depesche des Herrn von Löwenhjelm an den König von Schweden. Herr Baude ließ die Depeschen, ohne sie zu öffnen, der schwedischen Gesandtschaft zurückstellen. Die Correspondenz des Lord Stuart fiel gleichfalls in die Hände der Volksführer und wurde ebenfalls uneröffnet zurückgegeben, was in London sehr gut aufgenommen wurde. Lord Stuart, wie seine Landsleute, liebten die Unordnung im Auslande. Er war mir ziemlich zugethan, als ich Minister war, weil ich ihn ohne Umstände behandelte und meine Thür ihm stets offen war.

Er kam zu jeder Stunde in Stiefeln zu mir, beschmutzt und gekleidet wie ein Strauchdieb, nachdem er auf den Boulevards und bei den Damen herumgelaufen war, die er schlecht bezahlte und die ihn schlechtweg Stuart nannten.

Lord Stuart sah also unsere Juliunruhen mit großer Freude; aber die anderen Mitglieder des diplomatischen Corps, die, als Feinde der Volkssache, Carl X. mehr oder weniger zu den Ordonnanzen gedrängt hatten, thaten dennoch nichts, um den Monarchen zu retten, als sie endlich erschienen waren.

Hätte sich das diplomatische Corps nach Saint-Cloud verfügt, so wäre die Lage Carl's X. ganz anders geworden; die Anhänger der Legitimität in der Deputirtenkammer hätten einen Nachdruck erhalten, der ihnen von allem Anfang fehlte; die Furcht vor einem möglichen Kriege hätte die Gewerbtreibenden beunruhigt und der Gedanke, den Frieden zu erhalten, indem man Heinrich V. zum König annahm, hätte eine große Masse der Bevölkerung der Partei des königlichen Kindes zugewendet.

Herr Pozzo di Borgo wollte aber seine Fonds auf der Börse oder bei den Banquiers nicht in Gefahr bringen; deshalb enthielt er sich jeder Einmischung. Vielleicht wird er nach einiger Zeit, wie es Gebrauch ist, versuchen, diesen unverbesserlichen Fehler des Eigennutzes für eine kühne Combination auszugeben.

Die Gesandten, die man zu lange an einem und demselben Hofe läßt, nehmen nur zu leicht die Sitten des Landes an, in dem sie wohnen. Erfreut, inmitten von Ehren zu leben, sehen sie nicht mehr die Dinge wie sie sind und fürchten sogar in ihren Depeschen eine Wahrheit durch-

blicken zu lassen, die ihnen ihren Posten kosten könnte. Es ist freilich etwas anderes, ein Esterhazy in Wien, ein Werder in Berlin und ein Pozzo in Petersburg zu sein oder als Gesandter am Hofe von Frankreich zu leben. Man hat gesagt, Herr Pozzo hege einen Groll gegen Ludwig XVIII. und Carl X. wegen des versagten Ordensbandes und der Pairie. Man hatte Unrecht, ihn nicht zufrieden zu stellen, denn er hatte den Bourbons Dienste geleistet aus Haß gegen seinen Landsmann Bonaparte. Aber wenn er in Gent die Thronfrage entschied, indem er die schleunige Abreise Ludwig's XVIII. nach Paris bewirkte, so kann er sich rühmen, durch Verhinderung des diplomatischen Corps, in den Julitagen seine Schuldigkeit zu thun, die Krone Carl X. entrissen zu haben, die er früher dessen Bruder auf das Haupt setzte.

Seit langer Zeit bin ich der Ansicht, daß die Diplomaten, welche in Zeiten geboren wurden, in denen ein anderes Völkerrecht herrschte, mit der neuen Zeit nicht mehr in Verbindung stehen. Die leichten Verbindungen und die öffentlichen Verhandlungen der Regierung setzen jetzt die Kabinette in Stand, entweder direct oder nur durch Consularagenten mit einander zu verhandeln. Die betitelten Spione mit ihren übertriebenen Ansprüchen, die sich in Alles mischen, um sich eine Wichtigkeit zu geben, die ihnen doch entschlüpft, dienen zu nichts, als die Kabinette, bei denen sie beglaubigt sind, zu beunruhigen und ihre Herren mit Täuschungen zu nähren. Auch Carl X. hatte Unrecht, daß er das diplomatische Corps nicht einlud, sich an sein Hoflager zu begeben; aber was er sah, schien ihm ein Traum; er fiel aus einer Ueberraschung in die andere und

deshalb berief er auch den Herzog von Orleans nicht zu sich; denn da er nur von der Seite der Republik Gefahr vermuthete, konnte ihm der Gedanke an eine Usurpation nicht in den Sinn kommen.

Rambouillet.

Carl X. reiste am Abend nach Rambouillet mit den Prinzessinnen und dem Herzog von Bordeaux. Die neue Rolle, welche der Herzog von Orleans spielte, brachte den König zuerst auf den Gedanken der Thronentsagung. Der Dauphin, der stets bei der Nachhut blieb, aber nie mit den Soldaten verkehrte, ließ ihnen in Trianon, was an Wein und Speisen übrig war, austheilen.

Um 8¼ Uhr des Abends rückten die verschiedenen Corps aus. Da erlosch die Treue des fünften leichten Infanterieregiments. Statt dem Hofe zu folgen, kehrte es nach Paris zurück. Man brachte seine Fahne Carl X., der sie nicht annehmen wollte, wie er schon die des 50. Regiments von sich gewiesen hatte. Die Brigaden waren in Verwirrung, die Waffengattungen unter einander gemischt; die Cavallerie ließ die Infanterie hinter sich und machte für sich Halt. Um Mitternacht des 31. Juli hielt man in Trappes an. Der Dauphin schlief in einem Hause hinter diesem Dorfe.

Am folgenden Morgen, den 1. August, ging er nach Rambouillet und ließ die Truppen im Bivouac bei Trap-

pes, die erst um 11 Uhr aufbrachen. Einige Soldaten, die in die Weiler gegangen waren, um Brod zu kaufen, wurden ermordet.

Als das Heer nach Rambouillet kam, bezog es Kantonirungen um das Schloß herum.

In der Nacht vom 1. zum 2. August gingen drei Regimenter der schweren Cavallerie nach ihren ehemaligen Garnisonen ab. Man glaubt, der General Bordesoulle, der die schwere Cavallerie commandirte, habe in Versailles capitulirt. Das zweite Grenadier-Regiment ging ebenfalls am Morgen des 2. zurück, nachdem es seine Fahnen dem König geschickt hatte. Der Dauphin traf diese desertirenden Grenadiere beim Abzug; sie stellten sich in Schlachtordnung und machten vor dem Prinzen die Honneurs, setzten aber ihren Weg fort. Während dieser dreitägigen Revolution handelte Niemand aus Leidenschaft; jeder that nach der Idee, die er sich von seinem Rechte oder von seiner Pflicht gemacht hatte. War das Recht errungen, die Pflicht erfüllt, so blieb keine Feindschaft, aber auch keine Neigung zurück. Der Eine fürchtete, daß das Recht ihn zu weit führe, der Andere, daß die Pflicht die Schranken überschreiten möge. Vielleicht ist es nur einmal geschehen, vielleicht wird es niemals mehr geschehen, daß ein Volk vor seinem Siege stehen bleibt und daß die Soldaten, die einen König vertheidigt hatten, so lange er den Kampf zu wollen schien, ihm ihre Fahnen zurück gaben, ehe sie ihn verließen. Die Ordonnanzen hatten das Volk seiner Treue entbunden; der Rückzug auf dem Schlachtfelde sprach den Grenadier von seinem Fahneneid los.

Eröffnung der Sitzung am 3. August. — Brief Carl's X. an den Herzog von Orleans.

Da Carl X. sich zurückzog und die Republikaner ebenfalls zurückwichen, so hinderte die erwählte Monarchie nichts, hervor zu treten. Die Provinzen, stets den Hammeln gleich und Sclaven von Paris, schrieen bei jeder Bewegung des Telegraphen oder bei jeder von einem Postwagen herabwehenden dreifarbigen Fahne: es lebe Philipp! oder es lebe die Revolution!

Bei der für den 3. August festgesetzten Eröffnung der Sitzung begaben sich die Pairs in den Saal der Deputirtenkammer. Auch ich begab mich dahin, denn Alles war noch provisorisch. Es wurde ein zweiter Act des Melodramas aufgeführt. Der Thron blieb leer, der Gegenkönig nahm an seiner Seite Platz.

Philipp sprach von der traurigen Nothwendigkeit, in der er sich befunden hätte, zu unser Aller Rettung das Amt eines Generallieutenants anzunehmen, von der Revision des Artikel 14 der Charte, von der Freiheit, die er, Philipp, in seinem Herzen trüge und die er, wie den Frieden über Europa, über uns überfließen lassen wolle. Schöne Redensarten, die bei jeder neuen Phase unserer Geschichte seit einem halben Jahrhundert wiederholt worden sind. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde aber lebhaft erregt, als der Prinz folgende Erklärung gab: „Meine Herren Pairs und Deputirten, sobald die beiden Kammern sich constituirt haben, werde ich die Thronentsagungsacte Sr. Majestät des Königs Carl's X. Ihnen vorlegen lassen. Durch dieselbe Acte verzichtet auch der Dauphin, Ludwig

Anton von Frankreich, auf seine Rechte. Diese Acte ist mir gestern, am 2. August, um 11 Uhr des Abends, übergeben worden und ich habe diesen Morgen angeordnet, sie in den Archiven der Pairskammer niederzulegen; auch wird sie unverweilt im amtlichen Theile des Moniteur erscheinen."

Durch eine erbärmliche List und ein feiges Verhehlen unterdrückte hier der Herzog von Orleans den Namen Heinrich's V., zu dessen Gunsten die beiden Könige entsagt hatten. Hätte zu jener Zeit jeder Franzos persönlich befragt werden können, so hätte sich wahrscheinlich die Majorität für Heinrich V. ausgesprochen, selbst ein Theil der Republikaner würde ihn angenommen haben, indem sie Lafayette zu seinem Mentor ernannt hätten. Wäre der Keim der Legitimität in Frankreich geblieben, die beiden alten Könige aber nach Rom gegangen, um ihre Tage daselbst zu beschließen, so wären alle die Schwierigkeiten, die stets eine Usurpation begleiten und sie allen Parteien verdächtig machen, von selbst weggefallen. Die Adoption der jüngeren bourbonischen Linie war nicht blos gefährlich, sondern auch ein politischer Fehlgriff. Das junge Frankreich ist wesentlich republikanisch; es will keinen König, wenigstens keinen aus dem alten Geschlecht. In einigen Jahren werden wir ja sehen, was aus unseren Freiheiten und dem Frieden, der der Welt versprochen, wird. Wenn man aus dem bekannten Charakter des neuerwählten Königs sein künftiges Betragen beurtheilen darf, so wird er wahrscheinlich seine Herrschaft nicht anders befestigen zu können glauben, als durch Unterdrückung im Innern und Unterwürfigkeit gegen Außen.

Das wirkliche Unrecht Ludwig Philipps liegt nicht darin, daß er die Krone angenommen hat (eine Handlung des Ehrgeizes, von der man Tausende von Beispielen hat), sondern daß er ein ungetreuer Vormund gewesen ist, daß er ein verwaistes Kind beraubt hat, ein Verbrechen, gegen welches die Schrift nicht genug Verwünschungen hat; und noch nie hat die moralische Gerechtigkeit (man nenne sie Schicksal oder Vorsehung, mir ist sie die unvermeidliche Folge des Bösen) verfehlt, die Verletzungen des Moralgesetzes zu bestrafen.

Auch wird Philipp, seine Regierung, diese ganze Ordnung unmöglicher und widerstreitender Dinge, früher oder später untergehen, durch zufällige Umstände, durch den Conflict innerer und äußerer Interessen, durch die Apathie und die Verderbniß der Individuen, durch den Leichtsinn der Gemüther, durch die Gleichgültigkeit und das Verschwinden kräftiger Charaktere. Mag auch die bestehende Regierung eine lange Dauer gewinnen, nie wird sie lang genug sein, daß die Familie Orleans tiefe Wurzeln schlagen kann.

Als Karl X. die Fortschritte der Revolution erfuhr und weder in seinem Alter noch in seinem Charakter Mittel fand, dieselben aufzuhalten, glaubte er durch Entsagung dem gegen sein Geschlecht geführten Schlag ausweichen zu können. Schon am 1. August hatte er an seinen Vetter, den Herzog von Orleans, auf dessen treue Anhänglichkeit er rechnete, geschrieben, die Eröffnung der Sitzung gebilligt und ihn seinerseits zum Generallieutenant des Königreichs ernannt. Am 2. August ging er noch weiter, denn er wollte nichts als sich einschiffen und verlangte nur Com-

missarien zum Schutz auf seiner Reise nach Cherbourg. In dieser Absicht schrieb er jenen Brief, den der Herzog von Orleans so schlau zu seinem Vortheil ausbeutete.

Man zweifelte in Rambouillet so wenig an der Wirksamkeit der beiden Thronentsagungen und an der Annahme Heinrich V. zum König der Franzosen, daß man schon den jungen Fürsten für seine Reise vorbereitete. Meine Rathschläge, meine Wünsche, meine Anstrengungen waren vergeblich; vergeblich bat ich die Herzogin von Berry, mit ihrem Sohne in der Deputirtenkammer zu erscheinen. Wohl waren die Aussichten nicht ganz freundlich, sie mußten sogar gefährlich erscheinen; aber wenn auch eine unglückliche Katastrophe eingetreten wäre, so wäre doch das Kind nicht genöthigt gewesen, traurige Tage der Verbannung im Auslande zu verleben.

Die drei Karl X. geschickten Commissarien waren die Herren von Schonen, Odillon Barrot und der Marschall Maison. Von den Militärposten zurückgeschickt, schlugen sie wieder den Weg nach Paris ein. Ein Volkshaufe drängte sie zurück nach Rambouillet.

Das Volk geht nach Rambouillet. — Flucht des Königs.

Am Abend des 2. August verbreitete sich in Paris das Gerücht, daß Karl X. sich weigere, Rambouillet zu verlassen, bis sein Enkel als König anerkannt sei. Am Morgen des 3. Aug. sammelte sich eine Volksmasse in den

elysäischen Feldern und schrie: „Nach Rambouillet! nach Rambouillet! Nicht ein Bourbon soll uns entgehen.“ Wohlhabende Männer mischten sich unter diese Gruppen, ließen aber doch die Masse abziehen, an deren Spitze sich der General Pajol stellte, der den Oberst Jacqueminot zum Chef seines Stabes machte. Als die zurückkehrenden Commissarien den ersten Zügen dieser Volksmasse begegneten, kehrten sie wieder um und wurden jetzt nach Rambouillet gelassen. Der König befragte sie über die Stärke der tobenden Haufen, zog sich dann zurück und ließ Maison zu sich rufen, der ihm sein Vermögen und den Marschallsstab verdankte: „Maison, sagen Sie mir auf Ehrenwort, ob die Commissarien die Wahrheit gesprochen haben?“ Der Marschall antwortete: „Sie haben Ihnen nur die Hälfte der Wahrheit gesagt.“

Dem König blieben noch am 3. August in Rambouillet 3500 Mann Garde-Infanterie und 2000 Mann leichte Cavallerie. Die Haustruppen, Gardes du Corps u. s. w. machten 1300 Mann aus; im Ganzen also standen noch 8800 Mann und 42 Kanonen zum Befehl des Königs. Um 10 Uhr des Abends ließ man zum Aufbruch blasen; das ganze kleine Heer setzte sich nach Maintenon in Marsch, in seiner Mitte Karl X. mit seiner Familie.

Vor wem zog man sich zurück? Vor einer fast waffenlosen Menschenmasse, die theils in Omnibus, theils in Fiakern und kleinen Wagen von Versailles und Saint-Cloud ankamen. Der General Pajol glaubte seinen Untergang gewiß, als er genöthigt war, sich an die Spitze dieser Haufen zu stellen, die sich höchstens auf 15,000 Menschen beliefen, wenn man die Bewohner von Rouen

dazu rechnet, die sich ihnen anschlossen. Die Hälfte dieser Masse blieb unterwegs zurück. Einige exaltirte junge Leute, die sich dieser untergeordneten Masse angeschlossen, hätten sich vielleicht geopfert; die Mehrzahl hätte sich wahrscheinlich zerstreut. Auf den offenen Feldern von Rambouillet hätten sie das Feuer der Artillerie und der Linie aushalten müssen; allem Anschein nach wäre der Sieg dem König geblieben, und dann konnte er in Paris Unterhandlungen anfangen.

Wie? Unter so vielen Offizieren war kein einziger entschlossen genug, den Befehl im Namen Heinrichs V. zu übernehmen? Denn Karl X. und der Dauphin waren nicht mehr Könige.

Wollte man den Kampf nicht, warum zog man sich nicht nach Chartres, oder noch besser nach Tours, wo man die legimistisch gesinnten Provinzen für sich hatte, zurück? Wäre Karl X, in Frankreich geblieben, so erklärte sich der größte Theil des Heeres für ihn. Die Lager bei Boulogne und Luneville eilten schon zu seiner Unterstützung herbei. Mein Neffe, der Graf Louis, führte sein Regiment, das 4. Jägerregiment, das sich erst auflöste, als es den Rückzug von Rambouillet vernahm. Herr von Chateaubriand mußte den Monarchen bis zum Ort seiner Einschiffung auf einem Pferde begleiten. Hätte sich Karl X, in eine Stadt begeben, wo er wenigstens vor dem ersten Angriff sicher war, und dann die beiden Kammern einberufen, mehr als die Hälfte dieser Kammern wäre diesem Rufe gefolgt. Casimir Périer, der General Sebastiani und hundert Andere hatten gewartet und sich gegen die Annahme der dreifarbigen Cocarde gestreubt; sie fürchteten die Gefahren einer

Volksrevolution. Aber selbst der Generallieutenant des Königreichs hätte dem Rufe des Königs Folge geleistet, sobald er die Schlacht für verloren halten mußte, und das diplomatische Corps, das seine Schuldigkeit so schlecht erfüllte, hätte sich dann um den König gereiht. Die vielleicht in Paris eingesetzte Republik würde unter Unordnungen, die davon unzertrennlich gewesen wären, und gegenüber einer gesetzlichen constitutionellen Regierung, sich nicht vier Wochen gehalten haben. Niemals verlor man eine Partie, die so gut stand, und hat man sie auf diese Weise verloren, so ist keine Rettung mehr zu finden.

Palais Royal. — Unterhandlungen. — Letzter politischer Versuch. — Herr von Saint-Aulaire.

Nach dem Rückzug der königlichen Familie war ich auf mich selbst beschränkt. Ich dachte nur noch an das, was ich in der Pairskammer zu sagen hätte. Schreiben war unmöglich. Wäre der Angriff von Feinden der Krone ausgegangen; wäre Karl X. durch eine äußere Verschwörung gestürzt worden, so hätte ich die Feder ergriffen und, hätte man mir die Unabhängigkeit des Gedankens gelassen, gewiß eine ungeheure Partei um die Trümmer des Thrones versammelt. Aber der Angriff war von der Krone ausgegangen; die Minister hatten die beiden Hauptfreiheiten verletzt; sie hatten das Königthum meineidig ge-

macht, wenn auch nicht bewußt, doch der That nach, und dadurch hatten sie meine Kraft gebrochen. Was konnte ich zu Gunsten der Ordonnanzen vorbringen? Wie hätte ich noch die Aufrichtigkeit und den ritterlichen Sinn der legitimen Monarchie rühmen können? Wie hätte ich sagen können, sie sei die stärkste Garantie unserer Interessen, unserer Gesetze und unserer Unabhängigkeit? Das alte Königthum entriß mir, seinem treuesten Kämpen, meine Waffen, und ließ mich vertheidigungslos vor meinen Feinden.

Ich war also sehr erstaunt, als ich bei dieser Lage der Dinge, mich von dem neuen Königthum gesucht sah. Karl X. hatte meine Dienste verschmäht, Ludwig Philipp aber suchte mich an sich zu fesseln. Zuerst sprach Herr Arago viel von Seiten der Madame Adelaide; dann kam der Graf Anatole von Montesquieu eines Morgens zu Frau Récamier, wo er mich traf und sagte mir, daß der Herzog und die Herzogin von Orleans sehr erfreut sein würden, mich zu sehen, wenn ich in's Palais Royal kommen wollte. Man beschäftigte sich damals mit dem Manifeste, das den Generallieutenant in einen König verwandeln sollte. Vielleicht hatte der Herzog es für gut gefunden, einen Versuch zu machen, meine Opposition zu mildern, ehe ich mich noch ausgesprochen. Vielleicht dachte er auch, daß ich durch die Flucht der drei Könige mich von der Verbindlichkeit gegen sie für befreit ansehe.

Die Eröffnungen des Herrn von Montesquieu setzten mich in Erstaunen; doch wies ich sie nicht zurück. Denn wenn ich auch an keinen Erfolg dachte, so glaubte ich doch nützliche Wahrheiten hören lassen zu können. Ich begab

mich also mit dem Ehrencavalier der künftigen Königin in das Palais Royal und wurde durch den Eingang von der Rue de Valois eingeführt. Ich fand die Herzogin von Orleans und Madame Adelaide in ihren Privatgemächern. Schon früher war ich ihnen vorgestellt worden. Die Herzogin ließ mich neben sich setzen und begann sogleich: „Ach, Herr von Chateaubriand, wir sind sehr unglücklich. Wenn alle Parteien sich vereinigen wollten, wäre vielleicht noch Rettung möglich. Was denken Sie von dem Allen?“

„Gnädigste Frau,“ antwortete ich, „nichts ist leichter. Karl X. und der Dauphin haben entsagt und Heinich ist jetzt König; der Herzog von Orleans ist Generalstatthalter des Königreichs. Er führt während der Minorität Heinrich V. die Regentschaft und Alles ist ausgeglichen.“

„Aber, Herr von Chateaubriand, das Volk ist sehr aufgeregt; wir fallen in Anarchie.“

„Gnädigste Frau, darf ich Sie fragen, was der Herzog zu thun gedenkt? Wird er die Krone annehmen, wenn man sie ihm anbietet?“

Die beiden Fürstinnen zögerten mit ihrer Antwort; nach einigem Stillschweigen begann die Herzogin wieder:

„Bedenken Sie, Herr von Chateaubriand, welches Unglück uns erreichen kann. Alle rechtlichen Männer sollten sich verständigen, um uns vor der Republik zu bewahren. In Rom, Herr von Chateaubriand, könnten Sie uns wesentliche Dienste leisten oder auch hier, wenn Sie Frankreich nicht verlassen wollten.“

„Die gnädigste Frau kennt gewiß meine Ergebenheit für den jungen König und seine Mutter.“

„Ach, Herr von Chateaubriand, man hat Sie freilich sehr gut behandelt.“

„Sollte ich mein ganzes Leben Lügen strafen?“

„Herr von Chateaubriand, Sie kennen meine Nichte nicht; sie ist so leichtsinnig, die arme Caroline! ... Ich will den Herzog rufen lassen, er wird Sie besser überzeugen als ich.“

Die Fürstin gab ihre Befehle, und nach einer halben Viertelstunde erschien Ludwig Philipp. Er war schlecht gekleidet und sah außerordentlich matt aus. Ich erhob mich und der Generalstatthalter des Königreichs kam mir mit den Worten entgegen:

„Die Frau Herzogin wird Ihnen gesagt haben, wie unglücklich wir sind.“

Und sofort gab er eine Idylle zum Besten über das Glück, das er auf dem Lande genossen, über das ruhige und ganz seinem Geschmack entsprechende Leben, das er im Kreise seiner Familie hinbringe. Ich ergriff den Moment, wo er Athem schöpfte, um meinerseits ehrfurchtsvoll das Wort zu nehmen und ihm ziemlich dasselbe zu wiederholen, was ich den Fürstinnen bereits gesagt hatte.

„Ach, rief er, das ist ja mein einziger Wunsch! Wie gern wollte ich mich mit der Vormundschaft und der Unterstützung dieses Kindes begnügen! Ich denke ganz wie Sie, Herr von Chateaubriand. Es wäre gewiß das Beste, den Herzog von Bordeaux zum König anzunehmen. Ich fürchte nur, die Ereignisse sind stärker als wir.“

„Stärker als wir, gnädigster Herr?“ erwiderte ich. „Haben Sie nicht die Macht in den Händen? Nehmen Sie Heinrich V. unter Ihren Schutz; berufen Sie außer-

halb Paris die Kammern und die Armee in Ihre Nähe. Schon das Gerücht Ihrer Abreise wird diese ganze Aufregung verschwinden lassen, und Jedermann wird unter Ihrer aufgeklärten und schützenden Macht eine Zuflucht suchen."

Während ich sprach, beobachtete ich Philipp. Mein Rath kam ihm sehr ungelegen; ich las den Wunsch, König zu werden, auf seiner Stirne.

„Herr von Chateaubriand," sagte er, ohne mich anzublicken, „die Sache ist schwieriger als Sie denken; das geht nicht so. Sie wissen nicht, in welcher Gefahr wir schweben. Eine wüthende Bande kann gegen die Kammern die ärgsten Excesse ausüben, und wir sind jetzt noch ohne Vertheidigungsmittel."

Diese dem Herzog entschlüpfte Phrase freute mich, weil sie mir Gelegenheit zu einer unumwundenen Antwort gab.

„Ich begreife diese Verlegenheit, gnädigster Herr; aber es giebt ein sicheres Mittel, sie zu umgehen. Glauben Sie die Macht noch nicht zu haben, Heinrich V. unter Ihren Schutz zu nehmen, wie ich es so eben vorschlug, so steht Ihnen noch ein anderer Weg offen. Die Eröffnung der Sitzung steht bevor. Welchen Antrag auch die Deputirten machen mögen, erklären Sie der Kammer, daß sie nicht mehr die nöthigen Vollmachten besitze (und das ist die reine Wahrheit), um über die Form der Regierung zu entscheiden; erklären Sie, daß Frankreich befragt werden müsse, und daß eine neue Versammlung mit den zur Entscheidung einer so wichtigen Frage nöthigen Vollmachten alsbald erwählt werden solle. Ew. königl. Hoheit kommt

dadurch in die volksthümlichste Stellung. Die republikanische Partei, die jetzt für Sie so gefährlich ist, wird Sie in den Himmel erheben. Während der acht Wochen, die bis zum Zusammentritt der neuen gesetzgebenden Versammlung verstreichen werden, organisiren Sie die Nationalgarde; alle Ihre Freunde und die Freunde des jungen Königs werden mit Ihnen die Provinzen bearbeiten. Lassen Sie dann die Deputirten kommen und öffentlich auf der Rednerbühne die Frage besprechen, die ich vertheidige. Von Ihnen insgeheim begünstigt, wird die Sache des jungen Königs eine unzweifelhafte Stimmenmehrheit erhalten. Der Augenblick der Anarchie ist zugleich vorüber und Sie haben von der Gewaltthätigkeit der Republikaner nichts mehr zu fürchten. Ich sehe nicht einmal eine große Schwierigkeit, den General Lafayette und Herrn Lafitte auf Ihre Seite zu ziehen. Welche Rolle für Sie, gnädigster Herr! Sie können funfzehn Jahre im Namen Ihres Mündels regieren; in funfzehn Jahren ist für uns Alle das Alter der Ruhe gekommen, und Sie werden den in der Geschichte einzigen Ruhm gewonnen haben, daß Sie den Thron hätten besteigen können, ihm aber den rechtmäßigen Erben gelassen haben. Zu gleicher Zeit werden Sie das Kind im Geiste des Jahrhunderts erzogen und es fähig gemacht haben, über Frankreich zu regieren; eine Ihrer Töchter wird eines Tages den Scepter mit ihm theilen können."

Philipp ließ seine Blicke gedankenlos an der Decke des Zimmers herumschweifen; endlich sagte er: „Verzeihung, Herr von Chateaubriand; um mich mit Ihnen zu unterhalten, habe ich eine Deputation verlassen, zu der ich zurück-

kehren muß. Die Frau Herzogin wird Ihnen schon gesagt haben, wie glücklich ich wäre, manche Ihrer Wünsche zu erfüllen; aber glauben Sie mir, ich allein halte eine drohende Menge zurück. Wenn die royalistische Partei noch nicht ermordet ist, so verdankt sie es nur meinen Anstrengungen."

„Gnädigster Herr," antwortete ich auf diese so unerwartete und dem Gegenstand unseres Gesprächs so fremde Erklärung, „ich habe Metzeleien gesehen; wer die Revolution durchgemacht hat, ist an Schreckensauftritte gewöhnt. Graubärte lassen sich durch Dinge nicht mehr schrecken, die den Rekruten Furcht einflößen."

Der Herzog entfernte sich und ich suchte meine Freunde auf und theilte ihnen den Erfolg meiner Unterredung mit.

Die Herzogin von Orleans wünschte mich noch einmal zu sehen. Der Herzog nahm diesmal an der Unterhaltung nicht Theil; doch war Madame Adelaide zugegen, wie das erste Mal. Die Herzogin von Orleans erklärte sich jetzt deutlicher über die Gunstbezeugungen, mit denen mich der Herzog beehren wollte. Sie hatte die Güte, mich an meine sogenannte Macht über die öffentliche Meinung zu erinnern, an die Opfer, die ich gebracht hätte, an die Abneigung, die mir Karl X. und seine Familie, trotz meiner Dienste, stets gezeigt hätten. Sie sagte mir, wenn ich wieder das Ministerium der auswärtigen Angelegenheit übernehmen wolle, so würde der Herzog sich sehr glücklich schätzen, mir diese Stelle wieder zu gewähren; aber vielleicht wünschte ich lieber nach Rom zurückzukehren und sie (die Frau Herzogin) würde mit großem Vergnügen, im Interesse unserer

heiligen Religion, mich diesen letzteren Entschluß fassen sehen.

„Gnädigste Frau," antwortete ich sogleich mit einiger Lebhaftigkeit, „ich sehe, daß der Herzog von Orleans seinen Entschluß gefaßt, die Folgen davon erwogen und die Jahre des Jammers und der Gefahren vorausgesehen hat, die kommen müssen; ich habe also Nichts mehr zu sagen. Ich komme nicht hierher, um die Achtung vor dem Blute der Bourbons aus dem Auge zu setzen; übrigens bin ich der Güte der gnädigsten Frau nur Dank schuldig. Indem ich also die wichtigeren Einwürfe, die aus Grundsätzen und den Ereignissen geschöpften Gründe übergehe, ersuche ich Ihre königl. Hoheit, mich nur in Betreff dessen, was mich berührt, gütigst anhören zu wollen."

„Sie haben von dem, was Sie meinen Einfluß auf die öffentliche Meinung nennen, gesprochen. Besteht dieser Einfluß wirklich, so ist er nur auf die öffentliche Achtung gegründet, und diese Achtung würde ich verlieren, sobald ich meine Fahne wechselte. Der Herzog von Orleans würde glauben, eine Stütze gewonnen zu haben, und hätte nur einen elenden Phrasenmacher, einen Meineidigen, dessen Stimme Niemand mehr hören würde, einen Abtrünnigen in seinem Dienste, den Jeder das Recht hätte, mit Schmutz zu werfen und in's Gesicht zu spucken. Auf die schwankenden Worte, die er zu Gunsten Ludwig Philipps stammelte, würde man ihm alle die Bände entgegenhalten, die er zu Gunsten der gefallenen Familie geschrieben hat. Habe ich denn nicht, gnädigste Frau, die Broschüre: „Bonaparte und die Bourbons," die Artikel: „Ueber die Ankunft Ludwigs XVIII. in Compiègne," den

„Bericht im Conseil des Königs zu Gent," die „Geschichte des Lebens und des Todes des Herzogs von Berry" geschrieben? Ich weiß nicht, ob nur eine einzige Seite von mir existirt, wo der Name meiner ehemaligen Könige nicht bedeutungsvoll hervortritt und mit meinen Betheurungen der Liebe und der Treue umgeben ist, ein Umstand, der einen um so bemerkbareren Charakter persönlicher Anhänglichkeit trägt, da die gnädigste Frau wohl weiß, daß ich an die Könige nicht glaube. Schon bei dem Gedanken einer Abtrünnigkeit steigt mir das Blut in's Gesicht und ich würde mich morgen in die Seine stürzen. Ich bitte Ihre königl. Hoheit, die Lebhaftigkeit meiner Worte zu entschuldigen; ich bin von Ihrer Güte durchdrungen, und werde ewig eine dankbare Erinnerung daran bewahren, aber Sie werden meine Entehrung nicht wollen. Beklagen Sie mich, gnädigste Frau, beklagen Sie mich!"

Ich war stehen geblieben; verbeugte mich und ging. Die Prinzessin von Orleans hatte kein Wort gesprochen. Sie erhob sich und sagte mir, indem sie sich entfernte: „Ich beklage Sie nicht, Herr von Chateaubriand, ich beklage Sie nicht!" Ich war erstaunt über diese wenigen Worte und den Ton, mit dem sie gesprochen waren.

Das war meine letzte politische Versuchung; ich hätte mich für einen Gerechten, nach der Ansicht des heiligen Hilarius halten können, denn er behauptet, die Menschen seien nach Maßgabe ihrer Heiligkeit den Angriffen des Teufels ausgesetzt.

An demselben Abend nach dieser letzten Unterhaltung im Palais Royal traf ich bei Frau Récamier den Herrn von Saint Aulaire. Ich hatte keine Lust, ihm sein Ge-

heimniß abzufragen, aber er fragte nach dem meinigen. Er kam eben vom Lande, noch glühend von den Ereignissen, die er gelesen.

„Ach," rief er, „wie froh bin ich, Sie zu sehen! Das sind schöne Aussichten! Ich hoffe, wir im Luxemboug werden unsere Schuldigkeit thun. Es wäre doch merkwürdig, wenn die Pairs über die Krone Heinrich V. verfügen wollten! Ich bin gewiß, Sie werden mich auf der Rednerbühne nicht allein lassen."

Da mein Entschluß fest stand, war ich sehr ruhig und meine Antwort erschien kalt gegen den Eifer des Herrn von Saint Aulaire. Er ging, sah seine Freunde und ließ mich auf der Rednerbühne allein. Es leben die Geistreichen mit leichtem Herzen und frivolem Kopfe!

Letzter Seufzer der republikanischen Partei.

Die republikanische Partei sträubte sich noch unter den Füßen der Freunde, die sie verrathen hatten. Am 6. August kam eine Deputation von zwanzig, durch das Centralcomité der zwölf Distrikte von Paris erwählten Mitglieder in die Deputirtenkammer, und überreichten ihr eine Adresse, welche der General Thiars und Herr Dury-Dufresne der Deputation unterschlugen. In dieser Adresse wurde der Kammer das Recht abgesprochen, über die künftige Regierungsverfassung Frankreichs zu entscheiden und

eine neue, nach anderen Wahlgesetzen zusammengesetzte Kammer verlangt.

Das Alles war ganz richtig, aber der Generalstatthalter des Königreichs strebte nach dem Besitz der Krone, und die Besorgnisse und die ehrgeizigen Bestrebungen eilten, sie ihm zu geben. Das Volk wollte eine Revolution, und wußte sie nicht zu machen; die Jakobiner von ehemals, die es zum Muster nahm, hätten alle die Männer des Palais Royal und die Schwätzer der beiden Kammern in's Wasser geworfen. Lafayette hatte nur ohnmächtige Wünsche. Glücklich, die Nationalgarde wieder in's Leben gerufen zu haben, ließ er Ludwig Philipp, dessen Amme er zu sein glaubte, mit sich spielen wie mit einem alten Wickelkinde. Der alte General war nur noch die eingeschlafene Freiheit, wie die Republik von 1793 nur noch ein Todtenkopf war.

Der 7. August. — Meine Rede in der Pairskammer. — Ich gehe aus dem Pallast Luxembourg, um nie wieder zurückzukehren. — Meine Entlassung.

Der 7. August ist für mich ein denkwürdiger Tag. An ihm hatte ich das Glück, meine politítische Laufbahn zu beschließen, wie ich sie begonnen hatte; ein jetzt so seltenes Glück, daß man sich wohl darüber freuen darf. Man hatte in die Pairskammer die Erklärung der Deputirtenkammer, rücksichtlich der Thronerledigung gebracht. Ich

setzte mich in die höchste Reihe, dem Präsidenten gegenüber. Die Pairs schienen mir eben so geschäftig als niedergeschlagen. Wenn man bei einigen schon den Stolz ihrer nahen Treulosigkeit auf der Stirn erblickte, zeigten andere die inneren Gewissensbisse, die sie doch den Muth nicht hatten zu hören. Als ich diese traurige Versammlung sah, sagte ich zu mir selbst: „Wie! Diejenigen, welche die Wohlthaten Karls X. in seinem Glücke angenommen haben, wollen ihn im Unglück verlassen? Diejenigen, deren besonderer Beruf die Vertheidigung des Thronerben ist, diese Männer des Hofes, die in vertrauten Verhältnissen mit dem Könige lebten, wollen ihn verrathen? Sie wachten an seiner Thür in Saint-Cloud; sie haben ihn in Rambouillet umarmt; er hat ihnen zum letzten Lebewohl die Hand gedrückt; wollen Sie diese Hand, noch warm von diesem letzten Drucke, gegen ihn erheben? Diese Kammer, die funfzehn Jahre lang von Betheuerungen der Ergebenheit wiederhallte, soll sie jetzt Zeuge ihres Meineids sein? Und doch hat sich Karl X. nur ihretwegen in's Verderben gestürzt; sie drängten ihn zu den Ordonnanzen, sie zitterten vor Freude, als sie erschienen, und als sie in jener stummen Pause, die dem Donnerschlage vorhergeht, sich Sieger glaubten."

Solche Gedanken wogten dunkel und schmerzhaft durch meinen Sinn. Die Pairie war zum dreifachen Sammelplatz aller Verderbtheit der ehemaligen Monarchie, der Republik und des Kaiserreichs geworden. Von den in Senatoren verwandelten Repulikanern von 1793, von den Generalen Bonapartes erwartete ich nichts anderes, als was sie stets gethan haben. Sie setzten den außerordent-

lichen Mann ab, dem sie Alles verdankten; sie werden also auch den König absetzen, der sie in dem Besitz der Güter und der Ehren, mit denen sie ihr erster Herr überhäuft hatte, bestätigte. Dreht sich der Wind, so setzen sie auch den Usurpator ab, dem sie eben die Krone zuzuwerfen im Begriff standen.

Ich bestieg die Rednerbühne. Ein tiefes Schweigen trat ein; Aller Gesichter schienen verlegen, jeder Pair wandte sich auf seinen Lehnsessel zur Seite und blickte zu Boden. Mit Ausnahme einiger Pairs, die gleich mir entschlossen waren, sich zurückzuziehen, wagte Niemand die Augen bis zu mir zu erheben.

Die Rede, die ich damals hielt, und worin ich mich gegen die Ernennung des Herzogs von Orleans zum König von Frankreich aussprach, machte damals großes Aufsehen. Als ich sie anfing, war ich ziemlich ruhig, nach und nach aber wurde ich immer wärmer. Mehrere Pairs schienen ganz vernichtet davon. Sie drückten sich so tief in ihren Lehnstuhl, daß ich sie hinter ihren Collegen, die unbeweglich vor ihnen saßen, nicht mehr sah. Uebrigens hatte meine Rede alle Parteien verletzt; aber Alle schwiegen, weil ich bei dem Ausspruch von großen Wahrheiten auch ein großes Opfer gebracht hatte. Ich stieg von der Rednerbühne, ging aus dem Saal und begab mich in's Ankleidezimmer, wo ich meine Pairsuniform, meinen Degen und meinen Federhut ablegte; von dem letzteren nahm ich die weiße Cocarde ab und steckte sie in die kleine linke Seitentasche meines schwarzen Rockes, den ich wieder anzog und über der Brust zuknöpfte. Mein Diener nahm die Zeichen der Pairie mit sich und ich verließ diesen

Pallast des Verrathes, indem ich den Staub von meinen Füßen schüttelte, und in den ich Zeit meines Lebens nicht wieder zurückkehren werde.

Am 10. und 12. August vollendete ich mein Opfer und sandte die verschiedenen Entlassungsgesuche als Pair und Staatsminister ein, so wie ich auch freiwillig der mit dem Range eines Pairs verbundenen Pension entsagte. Ich blieb nackt wie ein kleiner heiliger Johannes; doch seit lange schon war ich daran gewöhnt, mich mit wildem Honig zu nähren und fürchtete nicht, daß die Tochter der Herodias nach meinem grauen Haupte Lust tragen werde.

Meine Stickereien und Epauletten ließ ich von einem Juden schmelzen und erhielt daraus 700 Frcs. Das ist der reine Gewinn aller meiner Würden.

Karl X. schifft sich in Cherbourg ein.

Was war unterdessen aus Karl X. geworden? Er ging seiner Verbannung entgegen, begleitet von seinen Leibgarden und überwacht von seinen drei Commissarien, ohne jedoch die Neugier der Bauern aufzuregen, die am Rande der Heerstraße ihre Furchen zogen. In einzelnen kleinen Städten zeigten sich feindliche Bewegungen; in anderen zeigten die Bürger und Frauen ihr Mitgefühl. Man muß sich nur erinnern, daß Bonaparte nicht mehr Aufsehen machte, als er sich von Fontainebleau nach Toulon begab, daß Frankreich überhaupt nicht mehr so leicht

erregbar ist, und daß in diesem ermatteten Lande die größten Ereignisse nichts mehr sind als Schauspiele, die zu unserem Vergnügen gespielt werden; sie beschäftigen den Zuschauer, so lange der Vorhang aufgezogen ist, ist dieser aber gefallen, so lassen sie nur eine eitle Erinnerung hinter sich. Zuweilen hielt Karl X., und seine Familie in elenden Fuhrmannsherbergen an, um auf einem schmutzigen Tische, wo Kärner vor ihm gegessen hatten, ein dürftiges Mahl zu nehmen. Heinrich V. und seine Schwester spielten im Hofe mit den jungen Hühnern und Tauben der Herberge. Ich hatte es gesagt: die Monarchie ging von dannen, und man stellte sich an's Fenster, um sie vorübergehen zu sehen.

Der Himmel gefiel sich in diesem Augenblicke, die siegende und die besiegte Partei zu schmähen. Während man behauptete, ganz Frankreich sei über die Ordonnanzen entrüstet, kamen an den König Philipp Adressen aus der Provinz, an den König Karl X. gerichtet, um ihm für die heilsamen Maßregeln zu danken, die er zur Rettung der Monarchie ergriffen habe.

Der Bey von Tittery sandte dem entthronten Monarchen eine Unterwerfungsacte ein, worin er ihn allein für seinen Herrn erkannte. Man kann nicht bitterer das eine und das andere Glück verspotten. Man fabrizirt jetzt die Revolutionen auf der Maschine; sie werden so schnell fertig, daß ein Monarch, der an der Grenze seiner Staaten noch als König gilt, in seiner Hauptstadt nur noch ein Verbannter ist.

In dieser Gleichgültigkeit des Landes gegen Karl X. erkennt man aber noch etwas anderes, als die allgemeine

Erschlaffung, nämlich den Fortschritt der demokratischen Idee und die Verschmelzung des Rangunterschieds ... Zu einer früheren Zeit wäre der Sturz eines Königs von Frankreich ein ungeheures Ereigniß gewesen; die Zeit aber hat den Monarchen von der Höhe herabgedrängt, auf der er früher gestellt war; sie hat ihn uns näher gebracht und den Zwischenraum vermindert, der die einzelnen Klassen des Volkes trennte. Wenn man so wenig überrascht war, den Sohn des heiligen Ludwig auf der Heerstraße anzutreffen wie Jedermann, so war nicht Haß oder Systemssucht davon die Ursache, sondern ganz einfach jenes Gefühl der geselligen Gleichheit, das die Gemüther durchdrungen hat und auf die Massen fast unbewußt wirkt.

Die Folgen der Julirevolution.

Es giebt keine noch so wunderbare Revolution, die nicht, von Minute zu Minute beschrieben, auf die kleinsten Verhältnisse zusammenschrumpfen müßte. Die Ereignisse gehen aus dem Schooße der Dinge hervor, wie die Menschen aus dem Schooße ihrer Mütter, begleitet von den Schwachheiten der Natur. Elend und Glanz sind Zwillingsbrüder, sie kommen zusammen auf die Welt; aber wenn die Entbindung kräftig ist, so stirbt das Elend zu einer gewissen Zeit, und nur der Glanz bleibt am Leben. Um eine Wahrheit, die dauern soll, unparteiisch zu beurtheilen, muß man sich auf den Standpunkt stel-

len, von dem aus die Nachwelt das Geschehene betrachten wird.

Das Volk und die Truppen waren während des Kampfes sehr zu loben. Beide zeigten sich voll Muth und Edelsinn. Die Mäßigung der niederen Volksklassen glich ihrem Muthe; die Ordnung entstand plötzlich aus der Verwirrung. Man muß halb nackte Arbeiter gesehen haben, wie sie als Schildwachen an den Pforten der öffentlichen Gärten ihrer Weisung zufolge andere abgerissene Arbeiter einzutreten verhinderten, um sich eine Idee von jener Gewalt des Pflichtgefühls zu machen, das sich den siegreichen Volksmassen bemächtigt hat. Sie hätten sich den Preis ihres Blutes bezahlen lassen können, von ihrer Armuth wurden sie gewiß in Versuchung geführt. Man sah nicht, wie am 10. August 1792, die Schweizer auf der Flucht ermordet. Jede Meinung wurde geachtet; nie mißbrauchte man, geringe Ausnahmen abgerechnet, weniger den Sieg. Die Sieger, die die verwundeten Gardisten durch die Menge trugen, riefen: „Achtung den Tapferen!“ Und starb ein Soldat, so sagten sie: „Friede den Todten!“ Die funfzehn Jahre der Restauration unter einer constitutionellen Regierung hatten in uns jenen Geist der Menschlichkeit, der Gesetzlichkeit und der Gerechtigkeit hervorgerufen, den 25 Jahre der Revolution und des Krieges nicht hatten erzeugen können.

Die Folgen der Julirevolution werden denkwürdig sein. Diese Revolution hat ein Urtheil gegen alle Throne gesprochen; die Könige werden jetzt nur durch Waffengewalt regieren können; ein Mittel, was zwar für einen Augenblick hilft, aber keine Dauer haben wird. Die

Julibewegung war nicht eigentlich politischer Natur; sie entspringt aus der socialen Revolution, die unaufhörlich in Thätigkeit ist. Daher kann man auch den 28. Juli 1830 nur als die gezwungene Folge des 21. Januar 1793 ansehen. Die Arbeit unserer ersten berathenden Versammlung war suspendirt, nicht beendigt worden. Im Laufe von zwanzig Jahren hatten sich die Franzosen gewöhnt, von anderen Herren regiert zu werden, als von ihren früheren Fürsten. Der Sturz Karls X. ist die Folge der Enthauptung Ludwigs XVI., wie die Entthronung Jakobs II. die Folge der Ermordung Karls I. war. Die Revolution schien in dem Kriegsruhme Bonaparte's und in den Freiheiten Ludwig's XVI. zu erlöschen; aber ihr Keim war noch nicht erstickt. Gehegt von unseren Sitten, hat er sich schnell entwickelt, als die Fehler der Restauration ihn erwärmten, und bald brach er hervor. Die Rathschläge der Vorsehung enthüllen sich in der antimonarchischen Veränderung, die sich bemerkbar macht. Daß oberflächliche Menschen in der Revolution der drei Julitage nur einen blinden Lärm sehen, ist ganz einfach; aber aufmerksamere Beobachter werden erkennen, daß in jenen Tagen ein ungeheurer Schritt geschehen ist. Das Prinzip der Volkssouveränität ist an die Stelle der Fürstensouveränität getreten; die Erbmonarchie hat sich in eine Wahlmonarchie verändert, und diese wird zur Republik überführen. Das ist die Geschichte der Gesellschaft. Man denke doch ja nicht, daß die Julirevolution nichts als die tolle Laune eines Tages gewesen; man bilde sich doch nicht ein, daß die Legitimität unverweilt sich wiederherstellen lassen könne. Die Familie Orleans wird niemals Wur-

zel fassen; für dieses Resultat ist gewiß nicht so viel Blut, so viel Unglück und Geist seit einem halben Jahrhundert verschwendet worden. Führt die Julirevolution nicht zur gänzlichen Vernichtung Frankreichs mit der Vernichtung aller Freiheiten, so wird sie ihre natürliche Frucht tragen, und diese Frucht ist die Demokratie. Daher verwechseln wir nicht den improvisirten König mit der Revolution, die ihn zufällig geboren hat. Diese steht im vollen Widerspruch mit seinen Grundsätzen. Sie scheint nicht lebensfähig geboren, weil sie mit einem Throne behaftet ist; aber sie schleppe sich nur noch einige Jahre hin, und das, was kommen wird und entfernt sein wird, wird die Lage der Dinge wesentlich ändern. Die Männer sterben oder sehen die Dinge nicht mehr so wie sie sie sahen; die Jünglinge werden zu Männern; neue Generationen treten an die Stelle verderbter Generationen. Der Juli, frei in seinem Ursprung, hat nur eine gefesselte Monarchie hervorgebracht; aber es kommt die Zeit, wo er der Krone entledigt, diejenigen Umwandlungen erfahren wird, die im Gesetz der Natur liegen; dann wird er in einer, seiner Natur angemessenen Atmosphäre leben.

Der Irrthum der republikanischen und die Täuschung der legitimistischen Partei sind Beide bedauernswerth; sie überschreiten die Demokratie und das Königthum. Die erste glaubt, Gewalt sei das einzige Mittel des Erfolges; die zweite, die Vergangenheit sei der einzige Hafen des Heils. Es giebt aber ein moralisches Gesetz, welches die Gesellschaft bedingt und eine allgemeine Legitimät, welche die besondere beherscht. Dieses große Gesetz und diese Legitimität sind, Genuß der natürlichen Rechte des Men-

schen, soweit sie von den Pflichten geregelt sind; denn die Pflicht schafft das Recht, nicht das Recht die Pflicht; Leidenschaften und Laster stoßen uns in die Klasse der Sklaven hinab. Die allgemeine Legitimität wäre durch nichts im Sinken gehindert worden, wenn sie die besondere Legitimität bewahrt hätte, als demselben Prinzipe angehörend.

Uebrigens wird eine Bemerkung hinreichen, um die wunderbare und erhabene Macht der Familie unserer alten Fürsten begreiflich zu machen. Ich habe es schon gesagt, und ich kann es nicht oft genug wiederholen, alle Könige gehen mit der französischen Königsfamilie unter.

In der That, die monarchische Idee mangelt in demselben Augenblicke, wo der Monarch fehlt; man findet um sich her nichts mehr, als die demokratische Idee. Mein junger König wird in seinen Armen die Monarchie der Welt hinwegtragen. Das heißt schön endigen.

Ende meiner politischen Laufbahn.

Hier endigt sich meine politische Laufbahn. Mit ihr sollten auch meine Denkwürdigkeiten schließen, da ich nichts mehr zu berichten habe, als die mir gewordenen Erfahrungen. Drei Catastrophen haben die drei vorhergehenden Theile meines Lebens bezeichnet. Ich sah Ludwig XVI. sterben, während meiner Laufbahn als Reisender und Soldat; am Ende meiner literarischen Laufbahn verschwand

Bonaparte und Karl X. hat mit seinem Sturz meine politische Laufbahn geschlossen.

Ich habe die Epoche einer Revolution in den schönen Wissenschaften bezeichnet, und eben so in der Politik die Grundsätze einer Repräsentativregierung formulirt. Meine diplomatischen Correspondenzen haben, denke ich, gleichen Werth, wie meine schriftstellerischen Werke. Vielleicht taugen beide nichts, aber gewiß stehen sie auf gleicher Linie.

In Frankreich übte ich durch meine Schriften und durch meine Rednergabe in der Pairskammer einen solchen Einfluß, daß ich erst Herrn von Vilèle ins Ministerium brachte und ihn später zwang, vor meiner Opposition zurückzuweichen, nachdem er mein Feind geworden.

Das große Ereigniß meiner politischen Laufbahn ist der spanische Krieg. Er war für mich, in dieser Laufbahn, was der „Génie du Christianisme“ in meiner literarischen gewesen war. Mein Schicksal wählte mich, um mich mit dem gewaltigen Abenteuer zu beauftragen, das unter der Restauration den Lauf der Welt für die Zukunft hätte regeln können. An der Tafel, wo es mich spielen ließ, stellte es als meine Gegner die beiden ersten Minister jener Zeit hin, den Fürsten Metternich und Canning; ich gewann die Partie. Alle ernsten Geister, die damals die Cabinette lenkten, kamen darin überein, daß sie einen Staatsmann in mir erkannt hätten. Bonaparte hatte es schon vor ihnen gesehen, trotz meiner Bücher. Ich könnte also, ohne mich zu rühmen, glauben, daß der Politiker in mir den Schriftsteller aufwiegt; aber ich lege keinen

Werth auf diesen Ruhm, und nur deshalb habe ich davon gesprochen.

Wäre ich seit dem Kriege in Spanien von verblendeten Menschen nicht bei Seite geschoben worden, so hätte sich der Lauf unseres Geschickes wohl geändert. Frankreich hätte seine alten Grenzen wieder gewonnen, und das Gleichgewicht Europa's wäre wieder hergestellt worden; die ruhmreich gewordene Restauration hätte noch lange leben können, und meine diplomatischen Anstrengungen hätten auch in unserer Geschichte einen Platz gefunden. Zwischen meinen beiden Lebensepochen ist nur der Unterschied des Resultates. Meine literarische Laufbahn hat Alles geleistet, was sie leisten konnte, weil sie nur von mir abhing. Meine politische Laufbahn ist mitten in ihren Erfolgen plötzlich aufgehalten worden, weil sie von anderen abhing.

Demungeachtet erkenne ich gern an, daß meine Politik nur für die Restauration anwendbar war. Wenn sich in den Prinzipien, in der Gesellschaft und in den Menschen eine Umwandlung bereitet, so ist das veraltet und verderblich, was gestern noch gut war. In Bezug auf Spanien handelt es sich, seit die Beziehung der königlichen Familien durch Aufhebung des salischen Gesetzes, nicht mehr um Aufstellung undurchdringlicher Grenzen jenseit der Pyrenäen; wir müssen das Schlachtfeld annehmen, das Oesterreich und England uns einst dort öffnen werden; wir müssen die Dinge nehmen wie sie sind, und eine feste, aber vernünftige Haltung, nicht ohne Bedauern aufgeben, deren Vortheil sichern, wenn auch etwas weitaussehend wäre. Ich bin mir bewußt, der Legimität so gedient zu haben, wie sie bedient werden sollte. Ich sah die Zukunft so deutlich,

wie ich sie jetzt sehe, nur wollte ich auf einem weniger gefährlichen Wege dahin gelangen, damit die unserem constitutionellen Wachsthum nützliche Legitimität nicht im übereilten Laufe strauchele. Jetzt sind meine Pläne nicht mehr ausführbar; Rußland wird sich anders wohin wenden. Ginge ich jetzt in die Halbinsel, die Zeit gehabt hat, ihren Sinn zu ändern, so geschähe es mit andern Gedanken. Ich würde mich nur mit einem Völkerbunde beschäftigen, so verdächtig, eifersüchtig, leidenschaftlich, unsicher und schwankend er auch wäre, und dächte nicht mehr an Verbindungen mit den Königen. Hätte ich Zutritt im Rathe meines Vaterlandes, so würde ich ihm selbst in den von ihm angenommenen gefährlichen Grundsätzen nützlich zu sein versuchen, denn es jetzt aufzuhalten, hieße es zu einem schmachvollen Tode verurtheilen. Ich würde mich aber auch nicht mit Worten begnügen, sondern ginge zur That über, rüstete zu Lande und zur See, und wenn man mich nach dem Grunde fragte, so würde ich entgegnen: „Das ist Frankreichs Wille." Meine Depeschen würden den europäischen Cabinetten verkünden, daß ohne unsere Intervention nichts mehr geschehen dürfe, und wo man Fetzen von der Welt vertheile, wir den Löwenantheil in Anspruch nehmen. Wir würden nicht mehr unsere Nachbarn demüthig um Erlaubniß bitten, zu existiren; das Herz Frankreichs sollte frei schlagen, ohne daß man seine Pulsschläge erst ängstlich zählte, und da wir nun einmal neue Sonnen suchen, so würde ich ihrem Glanze zueilen und nicht mehr das natürliche Erwachen der Morgenröthe erwarten.

Gebe der Himmel, daß die industriellen Interessen, in

denen wir ein neues Glück finden sollen, Niemand täuschen, daß sie so befruchtend und geistig belebend sind, als jene moralischen Interessen, aus denen die alte Gesellschaft entkeimte! Die Zeit wird es uns lehren, ob sie nicht ein leerer Traum jener unfruchtbaren Geister sind, die aus der materiellen Welt nicht herauszukommen vermögen.

Obgleich meine Stelle mit der Legitimität beendigt ist, so bleiben doch meine Wünsche Frankreich geweiht, mag auch die Macht sein, welche sie will, der seine thörichte Laune es unterwirft. Für mich selbst habe ich kein Verlangen, nur möchte ich nicht gern zu lange die zu meinen Füßen zusammengestürzten Ruinen überleben. Doch die Jahre gleichen den Alpen; kaum hat man die ersten überschritten, so sieht man neue sich emporthürmen. Ach, diese höchsten und letzten Berge sind unbewohnt, dürr und gebleicht.

Marien Theresien Hospital.
Paris, October 1830.

Einleitung.

Gerrettet aus dem Getümmel der drei Tage, wundere ich mich selbst über die tiefe Ruhe, in welcher ich die vierte Abtheilung dieses Werkes beginne. Es scheint mir, als hätte ich das Vorgebirge der Stürme umschifft und wäre in eine Gegend des Friedens und des Schweigens einge=

treten. Wäre ich am 7. August dieses Jahres gestorben, so würden die Worte, die ich in der Pairskammer sprach, die letzten Zeilen meiner Geschichte gewesen sein; denn mein Tod wäre der einer Vergangenheit von zwölf Jahrhunderten gewesen, die mein Gedächtniß noch erhöht haben würde. Mein Drama hätte glänzend geendigt.

Aber ich bin diesem Schlage nicht erlegen, ich bin nicht zu Boden geworfen worden. Meine Lage hat etwas ähnliches mit der des Pierre de l'Estoile der am Tage nach der Ermordung Heinrichs IV. in sein Journal schreibt, wie gern er seine Erinnerungen mit diesem Tage beendigte, daß er aber, durch neue seltsame Vorfälle gezwungen werde, sie fortzusetzen.

Estoile sah den ersten Bourbon sterben; ich habe den letzten stürzen sehen. Wie Estoile beklage ich das Mißgeschick des Geschlechts des heiligen Ludwig; demungeachtet mischt sich, ich muß es gestehen, in meinen Schmerz eine gewisse innere Zufriedenheit. Ich tadle mich deshalb, kann sie aber nicht zurückweisen, diese Befriedigung eines von seinen Fesseln befreiten Sclaven. Als ich die Laufbahn des Soldaten und des Reisenden aufgab, fühlte ich eine tiefe Mißstimmung; jetzt aber freue ich mich, da ich von den Galeeren der Welt und des Hofes befreit bin. Treu meinen Grundsätzen und meinen Schwüren habe ich weder den König, noch die Freiheit verrathen; ich nehme weder Reichthümer noch Ehren mit mir; ich gehe arm, wie ich gekommen bin. Glücklich, eine politische Laufbahn zu beendigen, die mir verhaßt war, kehre ich gern zur Ruhe zurück.

Sei mir gegrüßt, du meine theure Unabhängigkeit,

Seele meines Lebens! Führe mich zu meinen Denkwürdigkeiten zurück, diesem Alter Ego, dessen Vertraute, Abgott und Muse du bist. Die Stunden der Ruhe sind den Erzählungen günstig. Gleich einem Schiffbrüchigen werde ich fortfahren, den Fischern des Ufers meinen Schiffbruch zu erzählen. Meinen ursprünglichen Neigungen zurückgegeben, werde ich wieder frei und ein Reisender; ich beende meinen Lauf, wie ich ihn begonnen habe. Der Kreis meiner Tage, führt mich bei seinem Abschluß zum Ausgangspunkt zurück. Auf dem Wege, den ich einst als sorgloser Rekrut gewandelt habe, werde ich als erfahrener Veteran von Neuem wandeln. Wer weiß? Vielleicht finde ich von Etape zu Etape die Träume meiner Jugend wieder? Ich werde viele Träume zu meiner Hülfe rufen, um mich gegen diese Masse von Wahrheiten zu vertheidigen, die dem Alter entspringen, wie Drachen sich in den Ruinen verbergen. Es wird nur auf mich ankommen, die beiden Endpunkte meines Daseins zu verknüpfen, entfernte Epochen zu verschmelzen, Illusionen verschiedener Zeitalter zu vermischen, weil der Fürst, den ich beim Ausgang vom väterlichen Heerde als Verbannten antraf, am Ziele meiner Lebenswanderung abermals dem Exil anheimgefallen ist.

Prozeß der Minister. — Saint-Germaint-l'Auxerrois. — Plünderung des erzbischöflichen Pallastes. —

Paris, April 1831.

Im October des vorigen Jahres schrieb ich flüchtig die kleine Einleitung zu dieser Abtheilung meiner Denkwürdigkeiten nieder; ich konnte diese Arbeit aber nicht fortsetzen, weil mich eine andere beschäftigte, nämlich die Herausgabe meiner sämmtlichen Werke; und auch in dieser Arbeit wurde ich zunächst durch den Prozeß der Minister, und später durch die Plünderung von Saint-Germain-l'Auxerrois unterbrochen.

Der Prozeß der Minister und der Aufstand von Paris haben mir nicht viel gethan. Nach dem Prozeß Ludwig XVI. und den Volksbewegungen der ersten Revolution erscheint alles kleinlich. Die Minister wurden durch die Rue d'Enfer gebracht, als sie von Vincennes in das Luxembourg und von da wieder zurück nach Vincennes geführt wurden. In meiner Wohnung hörte ich das Rollen ihres Wagens. Welche Ereignisse sind vor meiner Thür vorübergegangen! Die Vertheidiger dieser Männer waren ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen. Niemand nahm die Sache aus einem höheren Gesichtspunkte; der Advokat schaute in den Vertheidigungsschriften zu sehr hindurch. Wenn mein Freund, der Fürst von Polignac mich zu seinem Vertheidiger gewählt hätte, mit welchem Auge hätte ich diese Meineidigen, die sich zu Richtern eines Meineides aufwarfen, angesehen. „Wie!" hätte ich zu ihnen gesagt, „ihr wagt es, Richter meines Clienten zu sein! Ihr,

ganz beschmutzt von euren Schwüren, wagt es, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er seinen Herrn ins Verderben stürzte, indem er ihm zu dienen glaubte, ihr, die ersten Urheber der Ordonnanzen! Tauscht mit ihm den Platz, und aus einem Angeklagten werde er zum Ankläger. Haben wir Strafe verdient, so verdienen wir sie nicht von euch; sind wir schuldig, so sind wir es nicht gegen euch, sondern gegen das Volk. Es erwartet uns in dem Hofe eures Pallastes, wir wollen ihm unseren Kopf darbringen."

Nach dem Prozeß der Minister kam der Scandal in Saint-Germain-l'Auxerrois. Die Royalisten haben zwar treffliche Eigenschaften, sind aber zuweilen einfältig und kleinlich genug, und berechnen nie die Tragweite ihrer Schritte. Stets im Glauben, sie könnten die Legitimität wiederherstellen durch das affectirte Tragen einer Farbe an ihrer Halsbinde oder einer Blume in ihrem Knopfloche, haben sie beklagenswerthe Scenen herbeigeführt. Es war augenscheinlich, daß die revolutionäre Partei aus der Jahresfeier des Todestages des Herzogs von Berry Gewinn ziehen würde. Die Legitimisten waren zum Widerstand nicht stark genug, und die Regierung noch nicht hinreichend fest, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; die Kirche wurde geplündert.

Als unmittelbare Folge davon schloß sich die Zerstörung des erzbischöflichen Pallastes, die Entweihung der heiligen Geräthe und die erneuten Aufzüge daran an. Es fehlte dabei nur der Henker und die Opfer; dafür waren eine Masse von Hanswürsten und anderen Carnevalsmasken dabei. Der Zug, der des Heiligen spottete,

ging auf der einen Seite der Seine hin, während die Nationalgarde auf der anderen Seite sich den Anschein gab, zur Hülfe herbeieilen zu wollen. Der Fluß trennte die Ordnung und die Anarchie. Man versichert, daß ein talentvoller Mann, der sich unter den Neugierigen befand, beim Anblick der auf der Seine hinschwimmenden Bücher und Meßgewänder gesagt habe: „Wie schade, daß man nicht auch den Erzbischof hineingeworfen hat!“ Ein sehr tiefsinniges Wort, denn in der That, ein ertränkter Erzbischof muß etwas Spaßhaftes sein; das führt mit großen Schritten zur Freiheit und zur Aufklärung! Wir, die wir Zeugen der alten Ereignisse waren, wir müssen euch sagen, daß ihr nur erbärmliche Copien seit. Ihr habt wohl noch den Instinct der Revolution, aber nicht mehr die Kraft dazu; ihr könnt Verbrecher nur in der Einbildungskraft sein; ihr möchtet wohl das Böse thun, aber der Muth fehlt euch im Herzen und die Kraft im Arme.

Paris, Mai 1831.

Der Entschluß, den ich gleich nach den Julitagen gefaßt hatte, ist von mir nicht aufgegeben worden. Ich habe mich mit den Mitteln beschäftigt, im Auslande leben zu können. Es ist dies freilich ziemlich schwierig, weil ich nichts habe, der Verleger meiner Werke fast banquerot gemacht hat und meine Schulden mich hindern, Jemanden zu finden, der mir borgen wollte.

Wie dem auch sei, ich werde mich nach Genf begeben mit der Summe, die ich aus dem Verkauf meiner letzten

Broschüre: „Ueber die Restauration und die Wahlmonarchie" gewonnen habe. Ich lasse zum Verkauf meines Hauses Vollmacht zurück, und wenn ich einen Käufer für mein Bett finden könnte, würde ich es hingeben; ich finde ein anderes Bett außerhalb Frankreich. In dieser Ungewißheit und in dieser Aufregung ist es mir unmöglich, den Faden meiner Denkwürdigkeiten da wieder aufzunehmen, wo ich ihn abgebrochen habe. Ich werde also mein jetziges Leben beschreiben, und dasjenige durch die Briefe zur Kenntniß bringen, die ich unterwegs oder in meinen verschiedenen Aufenthaltsorten schreiben werde. Ein Tagebuch soll die Lücken darin ausfüllen.

Briefe an Frau Recamier.

An Frau Recamier *).

„Lyon, Mittwoch, 18. Mai 1831.

„Da bin ich sehr weit von Ihnen. Ich habe nie eine so traurige Reise gemacht. Das Wetter ist bewunderns-

---

*) Hyacinth hat die Gewohnheit, fast wider meinen Willen, meine Briefe und diejenigen, die ich empfange, zu copiren, weil er bemerkt zu haben behauptet, daß ich oft Personen angegriffen würde, die mir Brief voll unendlicher Bewunderung geschrieben oder von mir Gefälligkeiten verlangt hätten. Wenn dies geschieht, so durchsucht er die nur ihm bekannten Papiere, vergleicht den beleidigten Artikel mit der lobhudelnden Epistel und sagt mir:

würdig, die Natur in ihrem vollen Schmucke, die Nachtigall singt, die Nacht ist gestirnt und für wen das Alles? Ich werde zu Ihnen zurückkehren müssen, wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen."

An Madame Recamier.

„Lyon, Freitag 20. Mai.

„Ich habe den gestrigen Tag damit zugebracht, am Ufer der Rhone umher zu irren; ich betrachtete die Stadt, wo Sie geboren sind, den Hügel, wo sich das Kloster erhob, in welchem Sie als die Schönste erwähnt worden, eine Erwartung, die Sie nicht betrogen haben; und Sie sind nicht hier, und Jahre sind verstrichen, und Sie sind einst in Ihre Wiege verbannt worden, und Frau von Staël ist nicht mehr und ich verlasse Frankreich! Aus jenen alten Zeiten ist mir eine seltsame Person erschienen; ich sende Ihnen ihr Billet wegen der Ueberraschung und des Unerwarteten wegen. Diese Person, die ich nie gesehen hatte, pflanzt Fichten in den Gebirgen des Lyonnais, es

---

„Sehen Sie, daß ich recht hatte?" Ich finde das keineswegs, ich widme der Meinung der Menschen weder besondern Glauben noch besondere Wichtigkeit. Ich nehme sie wie sie sind und schätze sie nach ihrem Werth. Nie werde ich ihnen für mich selbst entgegenhalten, was sie öffentlich von mir gesagt und insgeheim zu mir gesprochen haben; aber Hyacinth findet darin ein Vergnügen. Von meinen Briefen an Frau Recamier besaß ich keine Abschriften, sie hatte die Gefälligkeit, sie mir zu leihen. (Note von Paris, 1836.)

ist weit davon bis zur Rue Faydeau und dem „Haus zu verkaufen.“ Wie die Rollen auf der Erde wechseln.

„Hyacinth hat mir die Beileidsbezeugung und die Journalartikel gebracht. Das Alles verdiene ich nicht. Sie wissen, daß ich es 23 Stunden aufrichtig glaube; die 24. gehört der Eitelkeit, aber sie geht schnell vorüber. Ich habe Niemand hier sehen wollen; Herr Thiers aber, der sich nach dem Süden begiebt, hat sich doch den Zutritt erzwungen.“

Eingeschlossenes Billet.

„Ein Nachbar, Ihr Landsmann, der keinen anderen Anspruch hat, als eine tiefe Bewunderung für Ihr schönes Talent und Ihren trefflichen Charakter, wünscht die Ehre zu haben, Sie zu sehen und Ihnen seine Ehrfurcht zu erkennen zu geben. Dieser Stubennachbar im Gasthofe und dieser Landmann nennt sich Ellevion.“

An Frau Recamier.

„Lyon, Sonntag 22. Mai.

„Wir reisen Morgen nach Genf ab, wo ich andere Erinnerungen an Sie finden werde. Werde ich jemals Frankreich wiedersehen, wenn ich einmal die Grenze überschritten habe? Gewiß, wenn Sie es wollen, d. h. wenn Sie dort bleiben. Ich wünsche die Ereignisse nicht, die mir eine andere Aussicht darbieten könnten; nie soll das Unglück meines Landes in die Zahl meiner Hoffnungen eintreten. Dienstag, den 24., schreibe ich Ihnen von Genf aus. Wann werde ich Ihre kleine Handschrift sehen, die jüngere Schwester der meinigen?“

„Genf, Dienstag 24. Mai.

„Seit gestern hier suchen wir Häuser. Vielleicht werden wir über einen kleinen Pavillon am Ufer des Sees einig. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie traurig ich bin, indem ich mich mit diesen Einrichtungen beschäftige. Wieder eine andere Zukunft! Wieder ein Leben beginnen, nachdem ich es beendigt zu haben glaubte! Ich denke Ihnen einen langen Brief zu schreiben, sobald ich ein wenig zur Ruhe gekommen sein werde; ich fürchte diese Ruhe, denn dann sehe ich ohne Zerstreuung diese dunkeln Jahre, in welche ich mit so beklommenem Herzen eintrete.“

An Frau Recamier.

9. Juni 1831.

„Sie wissen, daß sich unter den Protestanten eine reformirte Secte gebildet hat. Einer der neuen Pastoren dieser neuen Kirche hat mich besucht und mir zwei Briefe geschrieben, die der ersten Apostel würdig sind. Er will mich zu seinem Glauben bekehren und ich will aus ihm einen „Papisten“ machen. Wir führen die Lanzen wie zur Zeit Calvin's, aber mit christlicher Bruderliebe, ohne uns zu verbrennen. Ich verzweifle nicht an seinem Heile; er ist ganz erschüttert von meinen Argumenten für die Päpste. Sie können sich nicht denken, bis zu welchem Grade seine Exaltation geht, und seine Treuherzigkeit ist bewunderungswürdig. Wenn Sie zu mir kommen, begleitet von meinem alten Freunde Ballanche, so werden wir Wunder thun. In einem Genfer Journale ist ein Werk der protestantischen Controverse angekündigt, und

man fordert die Verfasser auf, sich fest zu halten, weil der Verfasser des Genie de Christianisme ganz in der Nähe sei.

„Es liegt etwas Tröstendes darin, ein kleines freies Volk zu finden, regiert von den ausgezeichnetsten Männern, bei dem die Religion die Grundlage der Freiheit und die erste Beschäftigung des Lebens ist.

„Ich habe bei Herrn von Constant neben Madame Necker ein Frühstück eingenommen. Die Dame ist unglücklicherweise taub, aber von seltener Bildung; wir haben nur von Ihnen gesprochen. Ich hatte Ihren Brief erhalten, und sagte Herrn von Sismondi die liebenswürdigen Worte, die Sie ihm schreiben. Sie sehen, ich profitire von Ihren Lectionen.

„Endlich erhalten Sie Verse. Sie sind mein Stern und ich erwarte Sie, um auf diese Zauberinsel zu gehen.

„Delphine verheirathet: O ihr Musen! Ich sagte Ihnen in meinem letzten Briefe, weshalb ich weder über die Pairie, noch über den Krieg schreiben könnte; ich würde ein schmutziges Wesen angreifen, dem ich einst ebenfalls angehörte, und ich würde dort Ehre predigen, wo sie nicht mehr zu finden ist.

An Madame Recamier.

„Genf, 18. Juni 1831.

„Sie haben alle meine Briefe empfangen. Ich erwarte unaufhörlich einige Worte von Ihnen. Ich sehe wohl, daß ich sie nicht erhalte, bin aber stets erstaunt, wenn die Post mir nur Zeitungen bringt. Niemand

schreibt mir, als Sie; Niemand gedenkt meiner, als Sie, und das ist ein großer Reiz. Ich liebe Ihren einsamen Brief, der jetzt nicht mehr, wie zur Zeit meiner Größe, mitten unter Packeten von Depeschen, und von allen jenen Briefen der Zuneigung, der Bewunderung und der Kriecherei ankommt, die mit dem Glücke verschwinden. Nach ihrem kleinen Briefchen werde ich Ihre schöne Person sehen, wenn ich ihr nicht entgegengehe. Sie sollen meine Testamentsvollstreckerin sein und meinen armseligen Zufluchtsort verkaufen; der Preis wird Sie der Sonne entgegenreisen lassen. In diesem Augenblick ist das Wetter bewundernswürdig. Während ich Ihnen schreibe, sehe ich den Montblanc in seiner Pracht, und vom Montblanc erblickt man die Apenninen. Mir scheint, als hätte ich nur drei Schritte zu thun, um nach Rom zu kommen, wohin wir gehen werden, denn in Frankreich wird sich Alles fügen.

„Unserem glorreichen Vatterland fehlte, um alles Elend durchgemacht zu haben, nur noch eine Regierung von Feiglingen. Es hat sie jetzt, und die Jugend wird in der Doctrin, der Literatur oder der Ausschweifung untergehen, je nach dem besonderen Charakter der einzelnen. Das Capitel der Zufälle bleibt vorbehalten; aber wenn man sich, wie ich, auf dem Lebenswege hinschleppt, ist der wahrscheinlichste Zufall doch das Ziel der Reise.

„Ich arbeite nicht, ich kann nichts thun; ich langweile mich, das ist meine Natur und ich bin wie ein Fisch im Wasser. Wenn das Wasser etwas weniger tief wäre, würde es mir vielleicht lieber sein.“

---

le Paquis bei Genf.

Tagebuch vom 12. Juli bis 1. September 1831.

Commis des Herrn von Lapanouze. — Lord Byron. — Ferney und Voltaire.

Ich bin mit Frau von Chateaubriand im Paquis; ich habe Herrn Rigaud, ersten Syndicus von Genf, kennen gelernt. Oberhalb seines Hauses, am Ufer des Sees, wenn man den Weg von Lausanne heraufkommt, findet man die Villa zweier Commis des Herrn von Lapanouze, die für den Bau des Hauses und die Einrichtung der Gärten 1,500,000 Frcs. aufgewendet haben. Wenn ich zu Fuße vor ihrer Wohnnng vorübergehe, bewundere ich die Vorsehung, die in ihnen und mir Zeugen der Restauration nach Genf gebracht hat. Wie einfältig! wie einfältig! Der Herr von Lapanouze machte mit mir in Royalismus und Elend. Man sehe nur, wohin seine Commis gekommen sind, indem sie die Rentenconversion begünstigten, die ich einfältig genug war, zu bekämpfen, weshalb ich auch fortgejagt wurde. Da sind diese Herren! Sie kommen in einem eleganten Tilbury, den Hut auf dem Ohre, und ich muß mich in einen Graben werfen, damit mir das Rad nicht ein Stück meines alten Ueberrocks hinwegnimmt. Und doch war ich Pair von Frankreich, Minister, Gesandter, und trage in einem Pappkästchen alle Orden der Christenheit mit mir herum. Wenn die Commis des Herrn Cäsar von Lapanouze, die Millionäre, mir die Bandschachtel abkaufen wollten für ihre Frauen, würden sie mir ein großes Vergnügen gewähren.

Doch Alles sind nicht Rosen für die Herren B....., sie gehören noch nicht zum Genfer Adel, d. h. sie stehen noch nicht in der zweiten Generation, ihre Mutter bewohnt noch die untere Stadt und ist noch nicht in das Viertel von Saint Pierre gestiegen, das Faubourg Saint Germain von Genf; doch mit Gottes Hülfe wird der Adel auch kommen.

Es war 1805, als ich Genf zum ersten Male sah. Wären 2000 Jahre zwischen den beiden Epochen meiner zwei Reisen verstrichen, könnten sie getrennter sein als sie es schon sind? Genf gehörte Frankreich; Bonaparte glänzte in all seinem Ruhme, Frau von Staël in dem ihrigen; man sprach nicht mehr von den Bourbons, als hätten sie nie gelebt. Und was ist aus Bonaparte und Frau von Staël und den Bourbons geworden? Ich aber bin noch da.

Herr von Constant, ein Vetter von Benjamin Constant, und Fräulein von Constant, eine alte unverheirathete Dame voll Geist, Tugend und Talent, bewohnen ihr Landhaus von Souterre am Ufer des Rhône. Oberhalb desselben steht ein anderes Landhaus, das früher Herrn von Constant gehörte, und das er an die Fürstin Belgiojoso verkauft hat, einer milanesischen Verbannten, die ich schon bei dem Feste, das ich in Rom der Großherzogin Helena gab, wie eine bleiche Blume vorübergehen sah.

Während meiner Wasserfahrt erzählt mir ein alter Schiffer, was Lord Byron machte, dessen Wohnung man auf dem savoyischen Ufer des Sees sieht. Der edle Pair wartete, bis ein Gewitter sich erhob, um seine Spazierfahrten anzutreten. Vom Bord seines Fahrzeuges sprang

er in den See und suchte schwimmend sich den Gefängnissen von Bonivar zu nähern. Man sieht immer den Schauspieler und den Poeten. Ich bin kein solches Original. Auch ich liebe die Gewitter; aber meine Liebe zu ihnen bleibt geheim, ich mache wenigstens die Schiffer nicht zu meinen Vertrauten.

Hinter Ferney habe ich ein schmales Thal entdeckt, wo ein kleiner Bach von 7 bis 8 Zoll Tiefe hinläuft, die Wurzeln einiger Weiden benetzt, dann und wann sich unter dichten Kressenbüschen verbirgt und das Rohr bewegt, auf dessen Spitzen sich Wassernymphen schaukeln. Hat Voltaire jemals dieses Asyl des Schweigens gesehen? Gewiß nicht. Aber das Wasser ist da, es läuft noch immer; ich weiß seinen Namen nicht; vielleicht hat es keinen. Die Tage Voltaire's sind verstrichen, nur sein Nachruf macht noch in einem kleinen Winkel unserer kleinen Erde etwas Geräusch, wie dieser kleine Bach sich auf ein Dutzend Schritte von seinen Ufern hören läßt.

Man macht einen Unterschied zwischen beiden; ich bin entzückt von diesem einsamen Bache; im Angesicht der Alpen entzückt mich ein Zweig von Heidekraut, den ich pflücke; das Murmeln eines Wässerchens über Kiesel macht mich ganz glücklich; ein unbedeutendes Insekt, das vielleicht nur von mir gesehen ist und das sich unter Moos verbirgt, wie in einer ungeheuren Einöde beschäftigt meine Blicke und mein Nachdenken. Das sind freilich Kleinigkeiten, die dem großen Genie unbekannt blieben, das einst dicht daneben lebte und verkleidet als Orosmane seine Tragödien spielte, den Fürsten der Erde schrieb und Europa zwang, nach

Ferney zu kommen, um ihn zu bewundern. Aber waren das nicht ebenfalls auch Kleinigkeiten? Der Uebergang der Welt kommt dem Vorüberfließen dieses Wassers nicht gleich, und was die Könige betrifft, so ziehe ich meine Ameise vor.

Etwas wundert mich stets, wenn ich an Voltaire denke: mit einem überlegenen, verständigen und aufgeklärten Geiste ist er dem Christenthum vollkommen fremd geblieben; niemals hat er gesehen, was Jeder sieht, daß die Einsetzung des Evangeliums nur vom rein menschlichen Standpunkte aus, die größte Revolution gewesen ist, die je auf Erden geschehen. Man kann freilich sagen, daß zu Voltaire's Zeit dieser Gedanke Niemand in den Sinn gekommen ist. Die Theologen vertheidigten das Christenthum wie eine vollendete Thatsache, wie eine Wahrheit, die auf Gesetze gegründet sei, die aus der geistlichen und weltlichen Autorität hervorging; die Philosophen dagegen griffen es wie einen von Priestern und Königen gekommenen Mißbrauch an. Weiter ging man nicht; doch zweifle ich nicht, wenn man Voltaire plötzlich die andere Seite der Frage hätte vorlegen können, so wäre sein schnellfassender und klarer Verstand gewiß davon ergriffen worden. Man erröthet über die dürftige und beschränkte Art, mit der er einen Gegenstand behandelte, der nichts weniger als die Umgestaltung der Völker, die Einführung der Moral, ein neues Prinzip der Gesellschaft, ein anderes Völkerrecht, eine andere Ordnung der Ideen, die gänzliche Umgestaltung der Menschheit umfaßt. Unglücklicherweise zieht der große Schriftsteller, der bei der Verbreitung solcher traurigen Ideen sich selbst zu Grunde richtet, eine Menge Gei-

ster von geringerer Bedeutung in seinen Sturz mit nach; er gleicht jenen alten Despoten des Orients, auf deren Grabe man Sclaven opferte.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Nutzlose Reise nach Paris.

le Paquis bei Genf, 25. September 1831.

O, Geld, das ich zu sehr verachtet habe und das ich nicht lieben kann, was ich auch beginnen mag, ich muß doch bekennen, daß du deinen Werth hast. Quelle der Freiheit, ordnest du tausend Dinge in unserem Dasein, wo ohne dich alles schwierig ist. Den Ruhm ausgenommen, was kannst du nicht gewähren? Mit dir ist man jung und schön, mit dir erhält man Achtung, Ehrenstellen, treffliche Eigenschaften. Man wird mir vielleicht einwenden, daß man mit Geld nur den Schein von Alle dem habe; was thut das, wenn ich das für wahr halte, was falsch ist? Täusche mich ordentlich und das Uebrige schenke ich dir. Ist denn das Leben etwas anderes als eine Lüge? Wer kein Geld hat, ist in Abängigkeit von Allem und Jedermann. Zwei Menschen, die sich nicht vertragen, könnten sich verlassen; aber aus Mangel einiger Pistolen müssen sie bei einander bleiben, sich zanken, sich erbittern, sich aufzehren in ihrer Abneigung mit dem gegenseitigen Opfer ihrer natürlichen Art zu leben. Armuth schmiedet Einen

an den Anderen. Ohne Geld ist kein Mittel zur Flucht; man kann keine andere Sonne aufsuchen, und trägt mit einer stolzen Seele fortdauernd Fesseln. Glückliche Juden, die ihr heutzutage die Christenheit regiert, die ihr über Frieden oder Krieg entscheidet, die Günstlinge der Könige und der Schönen seid, wie häßlich und schmutzig ihr auch sein mögt, ach wolltet ihr mit mir die Haut wechseln, könnte ich mich wenigstens zu eueren Geldkisten schleichen und euch das rauben, was ihr Söhnen reicher Familien entwendet habt, ich wäre der glücklichste Mensch von der Welt.

Ich hätte wohl ein Mittel zu existiren; ich könnte mich an die Fürsten wenden. Da ich Alles für ihre Krone verloren habe, so wäre es nur billig, daß sie mich jetzt ernährten. Aber dieser Gedanke, der ihnen kommen sollte, kommt ihnen nicht und mir noch weit weniger Ehe ich mich an die Tafeln der Könige setze, will ich lieber die Lebensweise wieder beginnen, die ich einst in London führte. Doch die glückliche Zeit der Dachstübchen ist vorüber, nicht, daß ich mich nicht sehr wohl darin befand, aber es würde mir jetzt nicht mehr darin behagen, ich würde zu viel Platz brauchen für die Falten meines Ruhms. Mein Vetter de la Bouetardaye ist nicht mehr da, um auf meinem Strohlager in seinem rothen Gewande als Parlamentsrath der Bretagne Violine zu spielen und in der Nacht sich mit einem Stuhle zu decken, anstatt eines Federbettes; Pelletier ist nicht mehr da, um uns mit dem Gelde des Königs Christoph ein Mittagsessen zu geben, vor Allem aber fehlt die Zauberin, die Jugend, die durch ein Lächeln den Mangel in Reichthum verwandelt, die uns ihre jüngere Schwe=

ster, die Hoffnung als Geliebte zuführt. Die letztere ist freilich eben so trügerisch, wie ihre ältere Schwester, sie kommt aber wieder, wenn die andere schon für immer entflohen ist.

Ich hatte das Unglück meiner ersten Emigration vergessen, und bildete mir ein, es genüge, Frankreich zu verlassen, um die Ehre im Exil in Ruhe zu bewahren. Die Lerchen fallen aber nur den Schnittern ganz gebraten zu, nicht denen, die gesät haben. Wenn es sich nur um mich handelte, so würde ich mich in einem Spitale sehr wohl befinden; aber Frau von Chateaubriand? Ich hatte also mich kaum festgesetzt, als ich die Augen der Zukunft hingewendet, von Unruhe ergriffen wurde.

Man schrieb mir von Paris, daß mein Haus in der Rue d'Enfer nur zu einem Preise zu verkaufen sei, der nicht hinreiche, um die darauf haftenden Hypotheken zu decken; daß aber manches sich würde einrichten lassen, wenn ich da wäre. Darauf machte ich eine nutzlose Reise nach Paris, denn ich fand weder guten Willen, noch Käufer; doch sah ich die Abtei Aux-Bois und einige meiner neuen Freunde. Den Tag vor meiner Rückkehr speiste ich im Café de Paris mit den Herren Arago, Pouqueville, Carrel und Beranger, Alle mehr oder weniger unzufrieden und betrogen um die Beste der Republiken.

Paquis bei Genf, 26. Semptember 1831.

Fortsetzung des Tagebuchs.

A. Carrel.

Meine „Etudes historiques“ brachten mich in Berührung mit Herrn Carrel, wie sie mir die Bekanntschaft der Herren Thiers und Mignet erwarben. In dem Vorbericht dieser Etudes hatte ich eine ziemlich lange Stelle aus dem „Guerre de Catalogue von Carrel“ abgedruckt, und besonders den Satz, worin der Verfasser sagt: „Die Dinge ziehen in ihrer fortdauernden und verhängnißvollen Umgestaltung keineswegs alle Intelligenzen, zügeln keineswegs alle Charaktere mit gleicher Leichtigkeit, sie berücksichtigen nicht einmal alle Interessen. Das muß man wohl begreifen, und deshalb den Protestationen einige Nachsicht gewähren, die sich zu Gunsten der Vergangenheit erheben. Sobald eine Epoche beendigt ist, zerbricht die Form, und es genügt der Vorsehung, daß sie sich nicht wieder herstellen kann, aber von den auf der Erde gebliebenen Ueberresten sind manche wohl der Beachtung werth.“ Diesen schönen Worten fügte ich die Bemerkung hinzu: „Der Mann, der diese Worte schreiben konnte, vermag wohl mit denjenigen zu sympathisiren, welche Glauben an die Vorsehung haben, die Religion der Vergangenheit achten und ihre Augen ebenfalls auf Trümmer heften.“

Herr Carrel dankte mir dafür persönlich. Er war der muthigste und talentvollste Mitarbeiter des „National“ und gehörte einer frommen und royalistischen Familie in

Rouen an. Die legitimistische Partei, die in ihrer Kindheit selten das Verdienst erkennt, verkannte auch Herrn Carrel. Stolz und seinen Werth fühlend, wandte er sich zu der Partei der Großmuth, wo man einen Ersatz für die Opfer findet, die man sich auferlegt. Es geschah ihm wie allen Charakteren, die großen Bewegungen fähig sind. Wenn unvorhergesehene Umstände sie nöthigen, sich in einen engen Kreis einzuschließen, verzehren sie sich mit ihrer Fülle von Talent in Anstrengungen, die die Ansichten und Ereignisse des Tages überschreiten. Vor den Revolutionen sterben ausgezeichnete Männer unbekannt, denn ihr Publikum ist noch nicht gekommen; nach den Revolutionen sterben sie verlassen, denn ihr Publikum hat sich zurückgezogen.

Herr Carrel ist nicht glücklich; es giebt nichts positiveres als seine Gedanken, und nichts romanhafteres, als sein Leben. Er diente als Volontair den Republikanern in Spanien 1823, wurde auf dem Schlachtfelde gefangen, von den französischen Behörden zum Tode verurtheilt, entging tausend Gefahren, und war trotz der Stürme in seinem Privatleben von der Liebe sehr begünstigt. Er bedarf der Leidenschaft, die sein Leben unterhält; und dieser edle Mann, stets bereit, sein Leben auf die Spitze zu stellen, setzt sich den Verfolgungen und den Schatten der Nacht aus, und ergebt sich mit einer geliebten Frau in schweigsamen Feldern in der ersten Morgendämmerung, die den Angriffen seiner Feinde so günstig ist.

Ich verlasse Herrn Armand Carrel, um einige Worte über unseren berühmten Liederdichter hinzuschreiben. Meine Leser werden den Bericht zu kurz finden, doch ich

rufe ihre Nachsicht an, denn sein Name und seine Lieder sind gewiß in Aller Gedächtniß.

Herr von Béranger.

Herr von Béranger braucht seine Liebesabenteuer nicht zu verbergen, wie Herr Carrel. Wenn er die Freiheit und die Volkstugenden, dem Kerker der Könige trotzend, besungen hat, bringt er seine Liebe in ein Couplet und „Lisette“ ist unsterblich.

Bei der Barrière des Martyrs unter dem Montmartre befindet sich die Straße de la Tour d'Auvergne. In diesen nur halb gebauten und halb gepflasterten Straßen findet man in einem kleinen Häuschen, in einem kleinen Garten, ganz berechnet für die Geringfügigkeit der jetzigen Vermögensumstände den berühmten Liederdichter. Ein kahles Haupt, eine etwas bäuerische, aber feine und Vergnügungslust verrathende Miene kündigen den Dichter an. Meine Augen weilen mit Vergnügen auf diesem plebejischen Gesichte, nachdem ich so viel Königsgesichter gesehen habe; ich vergleiche diese so verschiedenen Typen. Auf den monarchischen Stirnen sieht man die Spuren einer höheren Natur, aber verwischt und ohnmächtig; auf den demokratischen Stirnen erscheint der Abdruck der gemeinen Natur, belebt durch hohen Verstand; die monarchische Stirn hat die Krone verloren; die Volksstirn erwartet sie.

Ich bat eines Tages Béranger (er verzeihe mir, daß ich so vertraut mit seinem Namen umgehe), mir einige seiner unbekannten Arbeiten zu zeigen.

„Wissen Sie wohl,“ sagte er, „daß ich angefangen

habe, ihr Schüler zu sein? Ich war ganz eingenommen für den „Genie de Christianisme“ und machte christliche Idyllen. Es sind Scenen aus dem Leben eines Landpfarrers, Schilderungen aus dem Leben der Landleute u. s. w.“

Herr Augustin Thierry hat mir gesagt, daß die Schlacht der Franken in den „Martyrs“ ihm die Idee einer neuen Art die Geschichte zu schreiben gegeben habe; nichts hat mir mehr geschmeichelt, als meine Erinnerungen im aufkeimenden Talente des Historikres Thierry und des Dichters Béranger zu finden.

Unser Dichter hat alle die verschiedenen Eigenschaften, die Voltaire für das Lied (Chanson) verlangt. Béranger hat übrigens mehrere Musen, aber Alle sind reizend; und wenn diese Musen Frauen sind, so liebt er sie alle. Wird er betrogen, so wendet er sich nicht zur Elegie, und doch herrscht im Grunde seiner Heiterkeit ein Gefühl frommer Melancholie.

Meine Freundschaft für Béranger hat die Partei, die sich die meinige nannte, in großes Erstaunen gesetzt. Ein alter Ludwigsritter, mir ganz unbekannt, schrieb mir von seiner Hufe: „Freuen Sie sich, mein Herr, daß Sie von demjenigen gelobt werden, der Ihren König und Ihren Gott mit Ohrfeigen traktirt. Recht gut,“ mein werther Edelmann, „Sie sind auch Dichter.“

Am Ende eines Diners, das ich den Herren Béranger und Carrel in einem Kaffeehause zu Paris vor meiner Abreise nach der Schweiz gab, sang Herr Béranger uns den trefflichen Chanson;

„Chateaubriand, pourquoi fuir la patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?“

Man bemerkte darin folgende Strophe auf die Bourbons:

„Et tu voudrais t'attacher à leur chûte!
Connais donc mieux leur folle vanité.
Au rang des maux qu'au ciel même elle impute,
Leur coeur ingrat met ta fidélité.“

Auf diesen Chanson, der der Zeitgeschichte angehört, antwortete ich aus der Schweiz durch einen Brief, den man an der Spitze meiner Broschüre über den Antrag Brique=ville's abgedruckt findet. Ich kehrte nach Genf zurück und führte dann Frau von Chateaubriand wieder nach Paris, wohin ich auch das Manuscript gegen den Antrag Brique=ville's mitbrachte: Die Einen fesseln ihr Leben an den Erfolg, die Anderen an's Unglück.

Antrag Briqueville's über die Verbannung der älteren Linie der Bourbons.

Paris, Rue d'Enfer, Ende November 1831.

In Paris, wohin ich am 11. October zurückkam, ließ ich meine Broschüre erscheinen, ihr Titel heißt: „De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X. et de sa famille, ou suite de mon dernier écrit: De la Restauration et de la Monarchie élective.“

Wenn diese Denkwürdigkeiten erscheinen, wird man

wohl noch der Tagespolemik und der Ereignisse gedenken, für welche man sich in dem Augenblicke, wo ich schreibe, leidenschaftlich bewegt? Das ist das Unangenehme jedes Tagebuchs. Man findet darin lebhafte Besprechungen von Gegenständen, die schon gleichgültig geworden sind; der Leser sieht eine Masse von Personen, deren Namen er selbst nicht behält, gleich Schatten an sich vorübergehen, stumme Figuranten, die den Hintergrund der Bühne ausfüllen. Doch nur in diesen trockenen Theilen der Chroniken sammelt man Beobachtungen und Facta aus der Geschichte des Menschen und der Menschen.

Der Graf von Bricqueville, dessen Antrag ich in dieser Broschüre bekämpfe, ließ einige Bemerkungen darüber drucken und schickte sie mir mit folgendem Billet:

„Ich habe dem Bedürfniß und der Pflicht nachgegeben, mein Herr, Bemerkungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, die Ihre beredten Worte über meinen Antrag in mir hervorgerufen haben. Ich gehorche einem nicht weniger wahren Gefühle, während ich beklage, mich als Gegner von Ihnen zu sehen, der neben der Ueberlegenheit des Geistes so viele andere Ansprüche auf die öffentliche Achtung hat. Das Vaterland ist in Gefahr, und von diesem Augenblicke an kann ich nicht glauben, daß unsere Ansichten wesentlich verschieden sein könnten. Frankreich ladet uns ein, uns zu seiner Rettung zu verbinden; helfen Sie ihm mit Ihrem Geiste; wir wollen ihm mit unseren Armen helfen. Auf einem solchen Kampfplatze können wir unmöglich lange verschiedener Meinung sein. Sein Sie der Tyrtäus eines Volkes, dessen Soldaten wir sind, und ich werde mich glücklich schätzen, mich für den glühendsten

Ihrer politischen Anhänger zu erklären, wie ich schon der aufrichtigste Ihrer Bewunderer bin."

Ich blieb nicht lange unthätig, und brach gegen diesen Kämpen eine andere Lanze.

Paris, 15. November 1831.

„Ihr Brief, mein Herr, ist eines Edelmannes würdig. Verzeihen Sie mir, dieses veraltete Wort, das Ihren Namen, Ihrem Muthe, Ihrer Liebe für Frankreich zukommt. Gleich Ihnen, verabscheue ich das fremde Joch, und wenn es auf die Vertheidigung meines Vaterlandes ankäme, würde ich nicht die Leier des Dichters, sondern den Degen des Veteranen in den Reihen Ihrer Kämpfer tragen.

„Ich habe Ihre Bemerkungen noch nicht gelesen; aber wenn der Stand der Politik Sie dahin führte, den Antrag, der mich so sehr betrübt hat, zurückzuziehen, mit welchem Glücke würde ich mich neben Ihnen auf dem Gebiete der Freiheit, der Ehre und des Ruhmes unseres Vaterlandes finden."

Paris, Rue d'Enfer, Ende März.

Verschwörung der Rue des Prouvaires.

Diese Reisen und diese literarischen Kämpfe endigten für mich das Jahr 1831; im Anfang des Jahres 1832 kamen andere Störungen.

Die Revolution hatte eine Masse Schweizer, Garde du Corps und Menschen jedes Standes auf die Straße gesetzt, die früher vom Hofe genährt, jetzt den Hungertod vor sich sahen, monarchische Köpfe, jugendlich und thöricht trotz ihrer grauen Haare, die plötzlich einen Handstreich ausüben wollten.

In diesem furchtbaren Complot fehlte es nicht an ernsten, bleichen, mageren Personen, vom Alter gebeugt, von edlen Zügen, die Augen noch lebhaft, das Haar aber gebleicht; sie glichen der wiederauferstandenen Ehre, die mit ihren Schattenhänden die Familie wieder einzusetzen versuchte, welche sie lebend nicht zu erhalten gewußt hatten. Oft meinen Leute, die an Krücken gehen, zusammenstürzende Monarchien stützen zu können; aber in dieser Zeit der Gesellschaft ist die Wiederherstellung eines Denkmals des Mittelalters unmöglich, weil der Geist, der diese Bauart belebte, untergegangen ist.

Von einer anderen Seite war den Helden des Juli, denen das Juste-milieu die Republik weggestohlen hatte, nichts lieber, als sich mit den Karlisten zu verständigen, um sich eines gemeinsamen Feindes zu entledigen, und vielleicht sich selbst nach dem Siege gegenseitig zu erwürgen. Herr Thiers hatte das System von 1793, als das Werk der Freiheit, des Sieges und eines überlegenen Geistes gerühmt, jugendliche Feuerköpfe entzündeten sich an den Flammen einer Feuersbrunst, deren fernen Widerschein sie nur erblickten; sie stehen noch bei der Poesie des Schreckens, eine gräßliche und wahnsinnige Parodie, welche die Stunde der Freiheit immer weiter zurückschiebt. Es heißt die Zeit, die Geschichte und die Menschheit verkennen,

es heißt die Welt zwingen, bis unter die Zuchtruthe des Galeerenwärters zurückzuweichen, um sich vor diesen Fanatikern des Schaffots zu retten.

Man bedurfte Geld, um alle diese Unzufriedenen, die getäuschten Julihelden oder die obdachlosen Domestiken zu ernähren. Man verband sich mit einander. Berathungen der Karlisten und Republikaner fanden an allen Ecken von Paris statt, und die von Allem unterrichtete Polizei sandte ihre Spione aus, um Gleichheit und Legitimität zu predigen. Man unterrichtete mich von diesen Plänen. Ich bekämpfte sie. Beide Parteien wollten mich an ihre Spitze stellen, da sie ihren Sieg gewiß vor Augen zu sehen glaubten. Ein republikanischer Club ließ mich fragen, ob ich die Präsidentschaft der Republik annehmen würde; ich antwortete: „Ganz gewiß, aber erst nach Herrn von Lafayette;" was man sehr bescheiden und passend fand. Der General Lafayette kam einige Mal zu Frau Recamier. Ich spottete ein wenig über seine „Beste der Republiken" und fragte ihn, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn er Heinrich V. ausgerufen und während der Minderjährigkeit des königlichen Kindes der wirkliche Präsident von Frankreich gewesen sei. Er gab mir Recht und nahm den Scherz gut auf. Jedes Mal, wo wir uns wiedersahen, sagte er mir: „Ach, Sie wollen Ihren Streit wieder anfangen." Ich brachte ihn zu dem Geständniß, daß er von seinem guten Freunde Philipp am meisten angeführt worden sei.

Während dieser Agitationen und dieser extravaganten Verschwörung kam ein verkleideter Mann zu mir, mit einer gelben Perücke auf dem Kopfe, grüner Brille auf der

Nase, um seine Augen zu maskiren, die recht gut ohne Augengläser sahen. Er hatte seine Taschen voll Wechselbriefe, die er mir zeigte; und da er erfahren hatte, daß ich mein Haus verkaufen und meine Angelegenheiten in Ordnung bringen wollte, bot er mir seine Dienste an. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten über diesen Herrn (ein geistreicher und gewandter Mann übrigens), der sich genöthigt glaubte, mich für die Legitimität zu kaufen. Als seine Anerbietungen zu dringend wurden, sah er auf meinen Lippen eine Verachtung, die ihn zum Rückzuge nöthigte. Er schrieb an meinen Sekretär folgendes kleine Billet, was ich behalten habe:

„Mein Herr, gestern Abend hatte ich die Ehre den Herrn Vicomte von Chateaubriand zu sehen. Er nahm mich mit seiner gewohnten Güte auf, doch glaubte ich zu bemerken, daß er zurückhaltender war, als gewöhnlich. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, was mir sein Vertrauen entzogen hat, das ich höher schätze, als Alles andere. Wenn man mich bei ihm verläumdet hat, so fürchte ich eine Rechenschaft meines Betragens nicht, und bin bereit, auf Alles zu antworten, was man ihm gesagt haben könnte; er kennt zu sehr die Bosheit der Intriguanten, um mich ungehört verdammen zu wollen. Es giebt sogar Furchtsame, die dasselbe thun; doch ist zu hoffen, daß der Tag kommen wird, wo man die wahrhaft Ergebenen erkennt. Er hat mir gesagt, es sei unnütz, mich in seine Angelegenheiten zu mischen; das thut mir unendlich leid, denn ich möchte fast glauben, daß sie nach seinen Wünschen geordnet worden wären. Ich kann mir fast denken, wer in dieser Hinsicht ihm eine andere Ansicht beigebracht hat; wäre

ich weniger discret gewesen, so hätte mir diese Person bei Ihrem trefflichen Herrn nicht schaden können. Ich bin ihm aber nicht weniger ergeben. Das können Sie ihm von Neuem versichern, indem Sie mich ehrfurchtsvoll empfehlen. Ich hoffe, der Tag wird kommen, wo er mich kennen und besser beurtheilen lernt."

Hyacinth gab auf dieses Billet folgende von mir dictirte Antwort:

„Mein Patron hat keineswegs etwas gegen die Person, die mir geschrieben hat; aber er will außer jeder Verbindung bleiben und keinen Dienst annehmen."

Bald darauf trat die Catastrophe ein.

Kennt ihr die Straße des Prouvaires, eine enge, schmutzige, volkreiche Straße, in der Nähe der Kirche St. Eustache und der Hallen? Dort fand das berüchtigte Souper der dritten Restauration statt. Die Gäste waren mit Pistolen, Dolchen und Schlüsseln bewaffnet; man sollte, nach eingenommenem Trunke, in der Gallerie des Louvre eintreffen und dort den entsetzlichen Usurpator während eines Festes ergreifen. Der Plan war romantisch; man konnte sich in das 17. Jahrhundert, in die Zeiten der Borgia, der Medicis von Florenz und der Medicis von Paris versetzt glauben, wären nur die Menschen anders gewesen.

Am 1. Februar Abends 9 Uhr wollte ich mich eben zu Bett legen, als ein eifriger Mann und die Person mit den Wechselbriefen sich bei mir Eingang erzwangen, um mir zu sagen, Alles sei bereit, und in zwei Stunden sei Ludwig Philipp verschwunden. Sie wollten sich nun unterrichten, ob sie mich zum Haupt der provisorischen Regierung

ernennen könnten, und ob ich mit einem Regentschaftsrathe die Zügel der provisorischen Regierung im Namen Heinrich V. übernehmen wolle. Sie gestanden, daß die Sache sehr gefährlich sei, doch würde ich auch um so größeren Ruhm ernten, und da ich allen Parteien zusage, so sei ich der einzige Mann in Frankreich, der eine solche Rolle spielen könne. Das hieß nun freilich mich sehr drängen. Nur zwei Stunden, um mich über die Annahme meiner Krone zu entscheiden! Zwei Stunden, um den großen Mameluckensäbel zu wetzen, den ich 1806 in Kairo erkauft hatte! Doch war ich um die Antwort nicht verlegen.

„Meine Herren," sagte ich, „Sie wissen, daß ich nie dieses Unternehmen gebilligt habe, das mir wahnsinnig erscheint. Könnte ich daran theilnehmen, so würde ich auch Ihre Gefahren theilen und nicht erst Ihren Sieg erwarten, um den Preis Ihrer Gefahren anzunehmen. Sie wissen, ich liebe wirklich die Freiheit, erkenne aber aus den Führern dieser ganzen Angelegenheit, daß Sie die Freiheit nicht wollen, und im Fall des Sieges damit anfangen würden, eine Herrschaft der Willkür einzusetzen. Um solche Pläne zu stützen, können Sie auf Niemand, besonders nicht auf mich rechnen. Ihr Sieg wird eine vollständige Anarchie herbeiführen, das Ausland aber von unseren inneren Zerwürfnissen Gewinn ziehen und Frankreich zertheilen. Ich kann also in diese Unternehmung nicht eintreten. Ich bewundere Ihre Ergebenheit, die meinige ist aber von anderer Natur. Ich will mich schlafen legen und rathe Ihnen, dasselbe zu thun. Ich fürchte sehr, morgen früh das Unglück Ihrer Freunde zu erfahren."

Das Souper fand statt. Der Wirth des Hauses,

der es unter Autorisation der Polizei bereitet hatte, wußte, woran er sich zu halten hatte. Die an der Tafel mitbefindlichen Spione brachten am lautesten die Gesundheit Heinrich's V. aus; die Stadtdiener erschienen, faßten die Gäste, und stürzten noch einmal die Schale des legitimen Königthums um.

Während dieser Geschichte hatte ich ein Billet von der Herzogin von Berry erhalten, worin sie mich zum Mitglied einer geheimen Regierung ernannte, die sie als Regentin von Frankreich einsetzte. Ich benutzte diese Gelegenheit, um der Fürstin folgenden Brief zu schreiben:

Brief an die Frau Herzogin von Berry *).

„Gnädige Frau, mit dem tiefsten Danke habe ich das Zeichen des Vertrauens und der Achtung erhalten, mit dem Sie mich beehrten; es legt meiner Treue die Pflicht auf, meinen Eifer zu verdoppeln, indem ich stets Ihrer königl. Hoheit vorlege, was mir als Wahrheit erscheint.

„Zunächst spreche ich von den sogenannten Verschwörungen, von denen das Gerücht vielleicht bis zu Ihrer königl. Hoheit gedrungen ist. Man versichert, sie seien durch die Polizei fabrizirt oder hervorgerufen worden. Ich lasse die Thatsache bei Seite, und führe nicht an, wie tadelnswerth die Verschwörungen (mögen sie wahr oder falsch

---

*) Einige Stellen dieses langen Briefes habe ich in meinen „Explications sur les 12,000 Frc.,“ und seitdem in meinen „Mémoires sur la captivité de madame la duchesse de Berry“ aufgenommen.

sein) an sich sind, ich begnüge mich nur, hier zu bemerken, daß unser Nationalcharakter zu leichtsinnig und zugleich zu offen ist, als daß solche Pläne gelingen könnten. Auch sind seit 40 Jahren alle solche strafbare Unternehmungen fortdauernd mißlungen. Es ist ganz gewöhnlich, daß ein Franzos sich öffentlich rühmt, Mitglied einer Verschwörung zu sein; er erzählt Alles auf's genaueste, sogar den Tag, den Ort und die Stunde, irgend einem Spion, den er für einen Mitverschworenen hält; er sagt ganz laut, oder vielmehr er schreit es den Vorübergehenden zu: Wir haben gut gezählt, 40,000 Mann, 60,000 Patronen, in der und der Straße, in dem Hause an der Ecke, Nummer so und so viel. Und dann tanzt und lacht dieser Catilina.

„Die geheimen Gesellschaften haben allein eine größere Bedeutung, weil sie mit Revolutionen und nicht mit Verschwörungen vorschreiten: Sie suchen vor Allem die Ideen und die Sitten zu verändern, ehe sie Menschen und Dinge verändern; ihre Fortschritte sind langsam, aber die Resultate sicher. Die Oeffentlichkeit des Gedankens wird den Einfluß der geheimen Gesellschaften vernichten; jetzt wird nur die öffentliche Meinung in Frankreich das bewirken, was bei noch nicht emancipirten Völkern die geheimen Verbindungen ausführen.

„Die westlichen und südlichen Departements, die man durch Willkür und Gewaltthätigkeit zum Aufstand treiben zu wollen scheint, bewahren jenen Geist der Treue, der die alten Sitten so vortheilhaft auszeichnete; aber dieser Theil Frankreichs wird sich nie verschwören im engeren Sinne dieses Wortes; es ist eine Art von Heerlager, das unter den Waffen Ruhe hält. Bewundernswürdig als

ein Rückhalt der Legitimität, wäre es doch ungenügend als Vorhut, und würde nie mit Erfolg die Offensive ergreifen. Die Civilisation hat zu große Fortschritte gemacht, als daß einer jener inneren erfolgreichen Kriege ausbrechen könnte, die Hülfe und die Geißel von Jahrhunderten, die vielleicht christlicher, aber weniger aufgeklärt als das jetzige waren.

„In Frankreich existirt eigentlich keine Monarchie, sondern eine Republik, freilich der schlechtesten Gattung. Dieser Repubik hat man ein Königthum aufgeklebt, welches die feindlichen Streiche empfängt und sie von der Regierung abhält.

„Noch mehr, wenn die Legitimität eine bedeutende Kraft giebt, so ertheilt die Wahl ebenfalls eine überwiegende Macht, selbst dann, wenn sie nur erdichtet ist, besonders in diesem Lande, wo man nur von Eitelkeit lebt; denn die Wahl schmeichelt der vorherrschend französischen Leidenschaft, der Gleichheit.

„Die Regierung Ludwig Philipp's überläßt sich einem doppelten Uebermaß, nämlich der Willkür und der Dienstgefälligkeit, woran die Regierung Karl's X. nie gedacht hat. Man erträgt dieses Uebermaß, weil das Volk leichter die Tyrannei einer selbstgewählten Regierung als die gesetzliche Strenge von Institutionen erträgt, die nicht sein Werk sind.

„Vierzig Jahre der Stürme haben auch die kräftigsten Seelen gebrochen; die Theilnahmlosigkeit ist groß, der Egoismus fast allgemein; man strebt nur sich der Gefahr zu entziehen, zu behalten, was man hat und in Ruhe zu vegetiren. Nach einer Revolution bleiben auch immer

jene mit dem moralischen Krebs behaftete Männer, die ihren Schmutz Allen mittheilen, wie nach einer Schlacht Leichen zurückbleiben, welche die Luft verpesten. Könnte Heinrich V. ohne Unruhe, ohne innere Erschütterung, ohne das geringste Interesse zu verletzen, plötzlich in die Tuilerien versetzt werden, so hätten wir bald eine Restauration, aber soll man, um ihn zu besitzen, nur für eine Nacht den Schlaf missen, so erkaltet sehr bald der Eifer.

„Die Resultate der Julitage haben weder dem Volke genützt, noch die Ehre der Armee befördert, noch auch den Künsten und Wissenschaften, dem Handel und der Industrie Vortheil gebracht. Der Staat ist eine Beute der Ministeriellen von Profession, und jener Klasse geworden, welche das Vaterland in ihrer Suppenschüssel und die öffentlichen Angelegenheiten in ihrem Haushalte sieht. Sie werden schwerlich aus der Ferne sich einen Begriff machen können von dem, was man hier das Juste-milieu nennt, Gnädige Frau. Denken Sie sich eine vollkommene Abwesenheit von jeder geistigen Erhebung, von Herzensadel und Würde des Charakters; stellen Sie sich Leute vor, die sich in ihrer Wichtigkeit blähen, von Amtsstolz aufgeblasen und leidenschaftlich nur für ihr Geld gestimmt sind; die sich für ihre Pensionen todtschlagen lassen, die nichts davon losreißt, die mit ihnen getraut sind, wie die alten Gallier an ihre Schwerter, wie die Hugenotten an den weißen Federbusch Heinrich's IV., die Soldaten Napoleon's an die dreifarbige Fahne, sie sterben nur erschöpft von alten Eidschwüren, die sie jeder Regierung leisten, und nachdem sie den letzten Blutstropfen für ihre Stellen vergossen haben. Diese Eunuchen der Quasilegitimität dogmatisiren über

die Unabhängigkeit, während sie die Bürger in den Straßen todtschlagen und die Schriftsteller in den Kerkern einschüchtern lassen; sie stimmen Triumphgesänge an, während sie auf Befehl eines englischen Ministers Belgien und eines österreichischen Corporals Ancona räumen. Zwischen den Pforten von St. Pelagie und den Thüren der Cabinette von Europa schwätzen sie, lahm genug von Freiheit und beschmutzt genug von Ruhm.

„Was ich in Bezug auf die Stimmung Frankreichs gesagt habe, darf Ihre königl. Hoheit nicht entmuthigen; ich wünschte nur, man sollte den Weg besser kennen lernen, der zum Throne Heinrich's V. führt.

„Sie kennen meine Denkungsweise in Bezug auf die Erziehung meines jungen Königs. Heinrich muß für sein Jahrhundert erzogen werden, mit und durch die Männer seines Jahrhunderts; diese Worte schließen mein ganzes System ein. Vor Allem erziehe man ihn nicht als wenn er König sein würde. Er kann morgen zur Regierung kommen, aber auch erst in zehn Jahren oder niemals; denn wenn auch die Legitimität verschiedene Aussichten zur Rückkehr hat, die ich sogleich entwickeln werde, so könnte doch auch das gegenwärtige Gebäude zusammenstürzen, ohne daß sie aus den Ruinen hervorginge. Ihre Seele ist fest genug, gnädigste Frau, um selbst die Voraussetzung zu ertragen, daß ein Urtheil Gottes Ihr erlauchtes Geschlecht wieder dem Volke anheimgebe; wie ja auch Ihr Herz groß genug ist, um gerechte Hoffnungen zu nähren, ohne sich davon berauschen zu lassen. Ich gehe jetzt zu dem anderen Theile der Schilderung über.

„Ihre königl. Hoheit kann mit ihrem Alter Allen

trotzen; es bleiben Ihnen noch mehrere Jahre übrig, als deren seit dem Beginn unserer Revolutionen verstrichen sind. Und was haben diese letzteren Jahre nicht alles gesehen? Da die Republik, das Kaiserreich, die Legitimität vergangen sind, sollte der Zwitter des Juste-milieu nicht auch vorübergehen? Wie! Wir hätten so viel Verbrechen, so viel Unglück, so viel Talent, Freiheit und Ruhm durchgemacht und vergeudet, nur um zu dem jämmerlichen Zustande dieses Augenblicks zu gelangen? Wie, Europa wäre umgestürzt, ein Thron nach dem anderen gebrochen, ganze Generationen in's Grab versenkt worden, nur um die Quasilegitimität zu erzeugen? Man könnte es eher begreifen, wenn eine große Republik aus dieser socialen Zersplitterung hervorginge; wenigstens wäre sie eher im Stande, die Erbschaft der ersten Revolution anzutreten und zu erhalten, nämlich die politische Freiheit, die Freiheit und Oeffentlichkeit des Gedankens, die Gleichstellung des Ranges, die Gleichberechtigung Aller zu den Aemtern, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die allgemeine Wahlfreiheit und die Volkssouverainetät. Aber wie kann man annehmen, daß ein schmutziger Haufe mittelmäßiger Köpfe, die sich aus dem Schiffbruch gerettet haben, solche Grundsätze verarbeiten könnte? Wie haben sie sie schon beschnitten! Wie verabscheuen sie sie und seufzen nach Ausnahmegesetzen; wie möchten sie alle diese Freiheiten unter der von ihnen geschmiedeten Krone wie in einer Falle einfangen, worauf man frömmelnd mit Canälen, Eisenbahnen und Mäkeleien der Künste und Wissenschaften sein albernes Spiel triebe. Wehe jeder geistigen Ueberlegenheit, wehe jedem Manne von Genie, der nach

Vorzug, Ruhm strebt, nach Siegen auf der Rednerbühne, in der Dichtkunst oder mit den Waffen!

„Es giebt nur einen Fall, gnädigste Frau, daß die Quasilegitimität fortfahren könnte, zu vegetiren, wenn nämlich der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft der von der Natur in der Zeit, in der wir leben, bestimmte Zustand wäre. Wenn das gealterte Volk mit seiner hinfälligen Regierung sich in Uebereinstimmung befände; wenn der Regierende und der Regierte an denselben Schwächen und Krankheiten litte, dann, gnädige Frau, wäre für Sie wie für ganz Frankreich Alles vorbei. Sind wir aber nicht bei dem Zeitalter des nationalen Blödsinns angekommen, und ist die Republik für jetzt noch unmöglich, dann darf auch die Legitimität auf ihre Wiedergeburt hoffen. Genießen Sie denn Ihre Jugend, gnädige Frau, und Sie werden die königlichen Lumpen dieser armseligen Julimonarchie von selbst erhalten. Sagen Sie Ihren Feinden, was die Königin Blanca, Ihre Urältermutter den ihrigen sagte, während der Minderjährigkeit des heiligen Ludwig: „Ich kann warten." Die schönsten Stunden des Lebens sind Ihnen als Entschädigung für Ihr Unglück gegeben und die Zukunft wird Ihnen soviel Glück bringen, als die Gegenwart Ihnen an Tagen geraubt hat.

„Der erste Grund, der zu Ihren Gunsten kämpft, ist die Gerechtigkeit Ihrer Sache und die Unschuld Ihres Sohnes. Alle Möglichkeiten stehen noch nicht wider das gute Recht."

Ich entwickelte jetzt die Gründe zur Hoffnung, die ich freilich nicht ganz theilte, die ich aber im helleren Lichte

darzustellen suchte, um die Prinzessin zu trösten, und fuhr dann fort:

„Dies ist, gnädige Frau, der prekäre Zustand der Quasilegitimität im Inneren, gegen Außen ist ihre Lage nicht gesicherter. Wenn die Regierung Ludwig Philipp's gefühlt hätte, daß die Julirevolution die früheren Verträge vernichte und eine andere Nationalconstitution, ein anderes Staatsrecht herbeiführe und die socialen Interessen verändere; wenn sie im Beginn ihrer Laufbahn Urtheil und Muth genug gehabt hätte, so hätte sie, ohne eine einzige Lunte abzubrennen, Frankreich mit der ihm entrissenen Grenze vergrößern können, so groß war die Bestürzung der Könige und so lebhaft die Zustimmung der Völker. Die Quasilegitimität hätte ihre Krone mit einer Gebietsvergrößerung baar bezahlt und sich hinter diesem Wall gesichert. Statt aus ihrem republikanischen Elemente Nutzen zu ziehen und kräftig um sich zu greifen, hat sie sich vor ihrem eigenen Prinzip gefürchtet, ist auf dem Bauche gekrochen, hat die für sie und durch sie aufgestandenen Nationen aufgegeben, den kriegerischen Enthusiasmus erstickt und den aufgeklärten Wunsch nach der Wiederherstellung der Kräfte zwischen uns und den Nachbarstaaten in ein kleinmüthiges Streben nach Frieden verkehrt. Aus Mangel an Muth und Geist hat Ludwig Philipp Vorträge anerkannt, die mit der Revolution nicht vereinbar sind, Verträge, mit denen sie nicht leben kann und die das Ausland selbst verletzt hat.

„Das Juste-milieu hat den auswärtigen Cabinetten Zeit gelassen, zu sich selbst zu kommen und sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und da das Dasein einer demo-

kratischen Monarchie mit den bestehenden Monarchien des Continents unverträglich ist, so könnten trotz der Protokolle, der Finanzverlegenheiten, der wechselseitigen Furcht, der verlängerten Waffenstillstände und der Freundschaftsversicherungen Feindseligkeiten aus dieser Unverträglichkeit entstehen. Nur wenn unser Bürgerkönigthum den Beleidigungen ruhig entgegensieht, und die Menschen nichts als Frieden wollen, kann der Krieg abgewendet werden.

„Aber mag der Krieg die Quasilegitimität brechen oder nicht, ich weiß, gnädige Frau, daß Sie nie Ihre Hoffnungen auf das Ausland setzen werden. Lieber werden Sie Heinrich V. nie auf dem Throne sehen wollen, als daß er unter dem Schutz einer europäischen Coalition dahin gelangt. Ihre Hoffnung ruht in Ihnen und in Ihrem Sohn. Wie man auch über die Ordonnanzen denken mag, sie konnten nie Heinrich V. zu nahe treten. Er ist an Allem unschuldig, und hat die Wahl der Jahrhunderte und sein angeborenes Unglück für sich. Wenn das Unglück uns in der Einsamkeit eines Grabes berührt, so ergreift es uns noch weit mehr, wenn es neben einer Wiege heranreift; denn dann ist es nicht mehr die Erinnerung an etwas Vergangenes, an einen Unglücklichen, dessen Leiden geendigt sind; es ist eine schmerzliche Wirklichkeit, es trübt ein Alter, das nur die Freude kennen sollte, es bedroht ein ganzes Leben, das ihm nichts gethan und seine Strenge nicht verdient hat.

„Für Sie, gnädigste Fruu, liegt in Ihrem Unglück eine große Vollmacht. Sie trugen, befleckt von dem Blute Ihres Gatten, in Ihrem Schooße den Sohn, den die Politik das Kind Europa's, die Religion das Wunderkind

nannte. Welchen Einfluß üben Sie auf die öffentliche Meinung, wenn man Sie allein für die verbannte Waise die gewichtige Krone bewahren sieht, welche Karl X. von seinem ergrauten Haupte schüttelte und deren Schwere sich zwei andere Häupter entzogen, die genug mit Schmerzen beladen waren, daß es ihnen erlaubt war, diese neue Last abzuwerfen! Ihr Bild stellt sich unserer Erinnerung im Schmucke jener weiblichen Grazie dar, die, auf dem Throne nur ihren natürlichen Platz zu behaupten scheint. Das Volk nährt gegen Sie kein Vorurtheil; es beklagt Ihre Mühen, es bewundert Ihren Muth, es bewahrt das Gedächtniß an Ihre Trauertage, es weiß es Ihnen Dank später an seinen Vergnügungen, seinen Neigungen und seinen Festen Theil genommen zu haben. Die Musen vermissen schmerzlich Ihre, unter dem schönen Himmel Italiens geborene Schützerin.

„Frankreich hat seit der Revolution oft seine Führer gewechselt und hat noch keine Frau am Staatsruder gesehen. Vielleicht will Gott, daß die Zügel dieses unbezwinglichen Volkes, die den blutigen Händen des Convents entschlüpften, in den siegreichen Händen Bonaparte's waren, von Ludwig XVIII. und Karl X. nutzlos ergriffen wurden, durch eine junge Fürstin erfaßt werden, die sie weniger zerbrechlich und leichter zu machen verstehen wird.“ Nachdem ich endlich die Fürstin erinnert hatte, daß sie mich in ihrer Güte zur Theilnahme an der geheimen Regierung berufen, endige ich folgendermaßen mein Schreiben:

„In Lissabon erhebt sich ein herrliches Monument, auf dem man die Inschrift liest: Hier liegt Vasco Fuguera wider seinen Willen. Mein Mausoleum wird bescheiden

sein, und ich werde nicht wider meinen Willen darin ruhen.

„Sie kennen, gnädige Frau, die Art und Weise, unter welcher ich eine Restauration für möglich halte; alle anderen Pläne könnte ich nicht fassen; ich gestehe gern meine Unfähigkeit. Nur offenen Angesichts, und indem ich mich frei als den Mann Ihres Vertrauens nennen kann, würde ich einige Kraft in mir finden; aber für einen Gesandten der Nacht besitze ich durchaus keine Geschicklichkeit. Wollten Sie mich offen für Ihren Gesandten bei dem Volke des neuen Frankreichs erklären, so würde ich in großen Buchstaben an meine Thüre schreiben: Gesandtschaft des alten Frankreichs. Möchte daraus entstehen, was Gott gefiele. Aber auf geheime Ergebenheit verstehe ich mich nicht; ich kann mich der Treue nur schuldig machen im offenem Streben.

„Gnädige Frau, ohne die Dienste, die Sie das Recht haben, von mir zu verlangen, abzulehnen, bitte ich Sie doch, den Plan gut zu heißen, nach welchem ich meine Tage in der Zurückgezogenheit beschließen möchte. Meine Ideen können den Personen nicht genügen, die das Vertrauen der edlen Verwandten in Holyrood besitzen. Das vergangene Unglück, die natürliche Abneigung gegen meine Prinzipien und meine Person würden mit dem Glücke wieder aufsteigen. Ich habe die Pläne zurückweisen sehen, die ich für die Größe meines Vaterlandes vorgelegt habe; ich habe mich als Verräther behandelt gesehen, als ich die Religion vertheidigte; ich ward ein Revolutionär genannt, als ich mich bemühte, den Thron auf die Grundlage öffentlicher Feiheiten zu gründen. Ich würde dieselben

Hindernisse finden, vermehrt durch den Haß, den die Getreuen des Hofes, der Stadt und der Provinz aus der Lehre gezogen haben, die ihnen mein Benehmen am Tage der Prüfung auferlegte. Ich habe zu wenig Ehrgeiz, ein zu großes Bedürfniß nach Ruhe, um der Krone aus meiner Anhänglichkeit eine Last zu machen und ihr meine lästige Gegenwart aufzudrängen. Ich habe meine Pflichten erfüllt, ohne nur einen Augenblick daran zu denken, daß sie mir ein Recht auf die Gunst einer erhabenen Familie geben könnten. Wohl mir, daß sie mir erlaubt hat, ihr Mißgeschick zu theilen! Ich sehe nichts höheres als diese Ehre; sie wird keinen eifrigeren Diener finden als mich, vielleicht aber jüngere und geschicktere. Ich halte mich nicht für nothwendig und glaube überhaupt nicht mehr, daß es nothwendige Männer giebt. Nutzlos für die Gegenwart, will ich in der Einsamkeit mich mit der Vergangenheit beschäftigen. Ich hoffe noch lange genug zu leben, gnädige Frau, um der Geschichte der Restauration die glorreiche Seite beizufügen, welche Ihr künftiges Geschick Frankreich verheißt."

Der Brief mußte einen sicheren Courier erwarten; die Zeit verstrich und ich fügte meiner Depesche folgende Nachschrift bei:

„Paris, 12. April 1832.

„Gnädigste Frau, Alles altert schnell in Frankreich; jeder Tag eröffnet der Politik neue Aussichten und beginnt eine andere Reihe von Ereignissen. Jetzt sind wir bei der Krankheit des Herrn Perier. Ich habe dem Seinepräfekten die Summe von 12,000 Frcs. geschickt, welche

die verbannte Tochter des heiligen Ludwig und Heinrich's IV. zur Unterstützung der Unglücklichen bestimmt hat. Welch würdiger Gebrauch ihrer edeln Dürftigkeit! Ich werde mich bemühen, gnädige Frau, der treue Ausleger Ihrer Gesinnungen zu sein, nie habe ich einen Auftrag erhalten, der mich mehr geehrt hätte."

Ehe ich von den 12,000 Frcs. für die in dieser Nachschrift erwähnten Cholerakranken spreche, muß ich von der Cholera reden. Auf meiner Reise im Orient hatte ich die Pest nicht gesehen, sie suchte mich in meinem Vaterlande auf; das Glück, dem ich nachgelaufen war, erwartete mich sitzend an meiner Thür.

Paris, Rue d'Enfer Mai 1832.

Die Cholera.

Die aus dem Gangesdelta im Jahre 1817 hervorgebrochene Cholera hat sich auf einem Raum von 2200 Stunden von Norden nach Süden, und von 3500 Stunden von Osten nach Westen verbreitet; sie hat 1400 Städte verwüstet und 40 Millionen Menschen hingerafft. Sie brauchte 15 Jahre aus Indien nach Paris zu kommen; sie ging so schnell wie Bonaparte, denn dieser brauchte fast die nämliche Anzahl Jahre, um von Cadix nach Moskau zu gehen und würgte nur 2 bis 3 Millonen Menschen hin.

Was ist die Cholera? Ist sie ein todtbringender

Wind? Sind es Insekten, die wir verschlingen und die uns verzehren? Was ist dieser große schwarze Tod, der Berge und Meere überschreitet, gleich einem jener furchtbaren Pagoden, die man am Ufer des Ganges verehrt, bis an die Ufer der Seine gekommen ist, um uns unter den Rädern seines Wagens zu zermalmen? Wäre diese Geißel in einem religiösen Jahrhundert zu uns gekommen, sie hätte ein treffendes Gemälde hinterlassen. Man denke sich ein Leichentuch, das gleich einer Flagge von der Spitze der Thürme von Notre-Dame herabweht, von Zeit zu Zeit ertönen einzelne Kanonenschläge, um den unklugen Reisenden zum Rückzuge zu mahnen; ein Truppencordon umschließt die Stadt und läßt Niemand ein noch aus, die Kirchen sind mit einer seufzenden Menge erfüllt, während die Priester Tag und Nacht Todtenlieder anstimmen, das Viaticum mit Kerzen und Klingeln von Haus zu Haus tragen, die Glocken unaufhörlich den Todtenruf anstimmen, die Mönche, das Crucifix in der Hand, das Volk auf den Straßen zur Buße ermahnen, den Zorn und das Gericht Gottes predigen und auf den schon geschwärzten Leichen das höllische Feuer nachweisen.

Die Läden sind geschlossen, der Bischof, umgeben von seinem Clerus, hinter ihm die einzelnen Pfarrer an der Spitze ihrer Pfarrkinder, holt die Reliquie der heiligen Genofeva; lange Prozessionen der verschiedenen Klosterorden mit den Brüderschaften, Handwerksinnungen, Büßenden, mit verschleierten Frauen, den Zöglingen der Universität, den Laienbrüdern der Hospitien, mit Soldaten ohne Waffen oder mit umgekehrten Spießen wandeln um die Stadt; das Miserere der Priester mischt sich mit den

heiligen Gesängen der Jungfrauen und Kinder, und alle werfen sich auf gegebene Zeichen schweigend nieder und erheben sich wieder, um neue Klagen hören zu lassen.

Nichts von dem Allen; die Cholera ist in einem Jahrhundert der Philanthropie, des Unglaubens, der Zeitungen, der materiellen Verwaltung zu uns gekommen. Diese Geißel hat weder alte Klöster noch Mönche, weder Höhlen noch gothische Gräber gefunden. Gleich der Schreckensherrschaft von 1793 wandelt sie mit spöttischer Miene am hellen Tage in einer ganz neuen Welt einher, begleitet mit ihrem Bulletin, welches die Mittel nennt, die man gegen sie anwendet, die Zahl ihrer Opfer, die Hoffnung ihres baldigen Aufhörens, die Vorsichtsmaßregeln, durch welche man sich vor ihr schützen könne, was man essen müsse und welche Kleidung vortheilhaft sei. Und jeder ging seinen Geschäften nach und die Schauspielhäuser waren mit Menschen gefüllt. Ich habe Trunkenbolde vor den Thüren des Wirthshauses gesehen, an einem kleinen Tische trinkend, die, wenn sie das Glas erhoben, riefen: „Auf deine Gesundheit, Cholera!" Und die Cholera eilte aus Dankbarkeit herbei und sie sanken todt unter den Tisch. Die Kinder spielten Cholera, die sie den Nicolas Morbus oder den bösartigen Morbus nannten. Die Cholera hatte demungeachtet ihren Schrecken. Eine glänzende Sonne, die Gleichgültigkeit der Menge, die gewöhnliche Geschäftigkeit des Lebens, die man überall fand, gaben jenen Tag der Pest einen ganz neuen Charakter und eine andere Art des Entsetzens. Man fühlte ein Unbehagen in allen seinen Gliedern; ein kalter, trockener Nordwind schüttelte uns; die Luft hatte einen metallischen Geschmack,

welche den Hals afficirte. In der Straße Cherche=Midi thaten die Artillerie Fourgons den Dienst als Leichenwagen; in der Straße Sèvres, die besonders auf einer Seite vollkommen verwüstet war, gingen die Leichenkörbe von Thür zu Thür und konnten dem Verlangen nicht genügen; man schrie ihnen aus den Fenstern zu, aber der Kutscher antwortete, er habe volle Ladung und könne nicht alle Welt bedienen. Einer meiner Freunde, Herr Pouqueville, der am Ostertage bei mir speisen sollte, wurde auf seinem Gange über den Boulevard du Mont=Parnasse durch eine Reihe von Särgen aufgehalten, die fast alle getragen wurden. In diesem Zuge bemerkte er den Sarg eines jungen Mädchens, auf welchem eine Krone von weißen Rosen niedergelegt war. Ein Chlorgeruch bildete eine verpestete Atmosphäre hinter diesem Leichenzuge her.

Auf dem Börsenplatze, wo sich Arbeiterzüge vereinigten, die Parisienne singend, sah man oft bis 11 Uhr des Abends Leichenzüge bei Fackelschein nach dem Kirchhof von Montmartre ziehen. Der Pont=Neuf war mit Tragen überfüllt, welche Kranke nach den Hospitälern brachten. Einige Tage lang nahm man auf dem Pont des Arts keinen Brückenzoll, die Verkaufsbuden verschwanden, und während der Nordostwind wehte, blieben alle Verkaufsläden und Kleinhändler an den Kais geschlossen. Man begegnete verschlossenen Wagen, denen voraus ein Leichenträger und ein in Trauer gekleideter Magistratsbeamter ging, der eine Liste in der Hand trug. Da diese Schreiber endlich fehlten, mußte man deren von St. Germain, La Villette und St. Cloud herrufen. Uebrigens waren die Leichenwagen mit fünf bis sechs Särgen beladen, die

mit Stricken festgehalten wurden. Fiakre und Omnibus dienten zu demselben Gebrauch, und es war nicht selten, auf einem Cabriolet einen Todten liegen zu sehen. Einige Verstorbene wurden in die Kirchen gebracht, wo ein Priester sie mit Weihwasser besprengte.

In Athen glaubte das Volk, daß die Brunnen vergiftet worden seien; in Paris gab man den Kaufleuten Schuld, den Wein, Branntwein und Eßwaaren vergiftet zu haben. Mehrere Personen wurden buchstäblich zerrissen, andere in die Seine gestürzt. Den Behörden ist der Vorwurf gemacht worden, falsche oder nicht gehörig überlegte Rathschläge gegeben zu haben.

Wie kam diese Geißel von London nach Paris? Man kann es sich nicht erklären. Dieser phantastische Tod hält oft auf einem Punkte, an einem Hause fest, ohne die Umgebungen zu berühren; dann kommt er zurück und holt nach, was er vergessen hat. In einer Nacht erhielt ich einen Anfall; ich wurde von einem heftigen Frost mit Krämpfen in den Beinen ergriffen; um Frau von Chateaubriand nicht zu erschrecken, wollte ich nicht klingeln. Ich stand auf, belud mein Bett mit Allem, was ich im Zimmer fand, legte mich dann unter die Decke und ein reichlicher Schweiß machte mich wieder gesund. Doch blieb eine große Schwäche nach, und in diesem unbehaglichen Zustande mußte ich meine Broschüre über die 12,000 Frcs. der Herzogin von Berry schreiben.

Ich wäre nicht böse gewesen, wenn mich dieser ältere Sohn Wischnu's entführt hätte, dessen Glück Bonaparte auf seinem Felsen im Vorüberfliegen tödtete. Wenn alle Menschen an einer allgemeinen Epidemie stürben, was

würde dann geschehen? Nichts; die entvölkerte Erde würde ihren einsamen Lauf fortsetzen, ohne eines anderen Astronomen zu bedürfen, um ihre Schritte zu zählen, als denjenigen, der sie von Ewigkeit her gemessen hat. Die Bewohner der anderen Planeten würden keine Veränderung gewahr werden; sie würden sie ihre gewohnten Verrichtungen erfüllen sehen, und auf der Oberfläche würden unsere kleinen Arbeiten, unsere Städte, unsere Monumente, durch Wälder ersetzt werden, keine Lücke würde im Universum bemerkbar sein. Und doch wäre die Welt um den menschlichen Geist ärmer, der die Gestirne mißt und sich bis zur Erkenntniß ihres Schöpfers erhebt. Was seid ihr denn, ihr unendlichen Werke Gottes, wo der Menschengeist, obgleich der ganzen Natur mächtig, nach seinem Verschwinden nicht mehr vermißt wird, als das geringste Atom der Schöpfung!

Die 12,000 Frcs. der Herzogin von Berry.

„Paris, Rue d'Enfer, Mai 1832.

Frau von Berry hat in Paris ihr kleines Conseil, wie Karl X. das seinige. Man sammelte in ihrem Namen dürftige Summen zur Unterstützung der ärmsten Royalisten. Ich schlug vor, an die Cholerakranken eine Summe von 12,000 Frcs. von Seiten der Mutter Heinrich's V. zu vertheilen. Man schrieb nach Massa, und die Fürstin billigte nicht allein diese Verwendung des Geldes, sondern

wünschte auch die Summe beträchtlich zu vermehren. Ihre Einwilligung kam an demselben Tage nach Paris, wo ich das Geld an die Mairien schickte. Demnach ist Alles, was ich über das Geschenk der Verbannten gesagt habe, die strengste Wahrheit. Am 14. April schickte ich dem Seinepräfekten die ganze Summe, damit er sie an die von der Pest ergriffene dürftige Klasse der Bevölkerung von Paris austheile. Herr von Bondy war nicht im Stadthause gegenwärtig, als mein Brief ihm gebracht wurde, und der Generalsekretär, der meine Sendung öffnete, glaubte sich nicht ermächtigt, das Geld in Empfang zu nehmen. Drei Tage verstrichen; endlich antwortete mir Herr von Bondy, er könne die 12,000 Frcs. nicht annehmen, weil man unter dem Schein einer Wohlthätigkeit einen politischen Plan sehen würde, gegen den die Pariser Bevölkerung durch Ablehnung der Gaben protestiren würde. Darauf ging mein Sekretär zu den zwölf Bürgermeistereien. Von fünf Bürgermeistern, die er in ihrer Wohnung antraf, nahmen vier das Geschenk von 1000 Frcs. an; einer lehnte es ab. Von sieben abwesenden Bürgermeistern beobachteten fünf ein Stillschweigen; zwei lehnten ab. Sogleich ward ich von einem Heere Dürftiger belagert. Wohlthätigkeitsinstitute, Arbeiter aller Art, Frauen und Kinder, verbannte Polen und Italiener, Literaten, Künstler, Militärs, Alle schrieben, Alle forderten einen Theil der Wohlthat. Hätte ich eine Million gehabt, sie wäre in wenigen Stunden vertheilt gewesen. Herr von Bondy hatte Unrecht, wenn er sagte, die ganze Pariser Bevölkerung würde durch ihre Weigerung protestiren; die Pariser Bevölkerung nimmt stets und von Jedermann

Geld. Die Bestürzung der Regierung war zum todtlachen; es war, als wenn dieses perfide legitimistische Geld die Cholerakranken zum Aufstand bringen, und die Sterbenden in den Hospitälern zur Insurrection verleiten könnte, um zum Sturm der Tuilerien herbeizueilen. Meine Correspondenz mit den Bürgermeistern verlängerte sich in Folge des Conflicts mit dem Präfekten von Paris. Einige schickten mir mein Geld wieder zurück, oder verlangten wohl auch ihre Empfangscheine für die Geschenke der Herzogin von Berry zurück. Ich stellte sie ihnen getreulich wieder zu, nur erlaubte ich mir dabei zu bemerken, daß sie das Geschenk zuerst angenommen, es aber auf Befehl des Seinepräfekten zurückgeschickt hätten. Der Maire des 9. Bezirks, Herr Cronier, war muthiger. Er behielt die tausend Francs und wurde abgesetzt. Ich drückte ihm schriftlich mein inniges Bedauern über diesen Unfall aus.

Dagegen wandte sich das Comité der Julidecorirten an mich, um eine Unterstützung aus der Kasse der Herzogin von Berry zu erhalten, deren Familie sie vor kurzem verjagt hatten. Ich hütete mich wohl, den Vortheil aus der Hand zu geben, den ich dadurch über die Julirevolution erhielt. Wollte man unter den Unglücklichen eine Auswahl nach gewissen politischen Meinungen treffen, so würde man Heloten schaffen, denen man nie helfen könnte. Ich beeilte mich daher dem Comité 100 Frcs zu übersenden, und so hat die Herzogin von Berry denen ein Almosen gegeben, die sie verjagt haben. Man glaube nun noch an irgend eine Wirklichkeit in einem Lande, wo Niemand für die Bedürftigen seiner Partei sorgt, wo die Helden von gestern morgen verlassen sind, wo ein wenig Gold die Masse

herbeiströmen läßt, wie die Tauben eines Pachthofs eilig der Hand zufliegen, die ihnen Korn zuwirft. Es blieben mir noch 4000 Frcs. übrig. Ich wandte mich an die Religion, und der Erzbischof von Paris schrieb mir einen schönen Brief, worin er unter Anderem Folgendes sagte:

„Die christliche Milde ist katholisch wie der Glaube, fremd den Leidenschaften der Menschen, unabhängig von ihren Bewegungen. Einer der Hauptcharaktere, die sie auszeichnen, ist, nach dem heiligen Paulus nichts Böses zu denken. Sie segnet die gebende wie die empfangende Hand, ohne den edlen Wohlthäter einen anderen Beweggrund unterzulegen, als den, wohl zu thun, und ohne bei den bedürftigen Armen nach einer anderen Bedingung zu fragen, als der des Bedürfnisses. Sie nimmt mit tiefer Erkenntlichkeit die Gabe an, welche die erhabene Witwe Sie beauftragt hat, ihr zur Unterstützung unserer unglücklichen Brüder anzuvertrauen."

Damit contrastiren freilich eine Menge von anonymen Briefen, die ich ebenfalls bei dieser Gelegenheit erhielt. Sie sind ziemlich orthographisch richtig geschrieben, die Handschrift gefällig; sie sind ganz eigentlich literarisch, wie die Julirevolution selbst; aber Eifersucht, Haß und schriftstellerische Eitelkeit machen sich darin breit, um so mehr, da die Feigheit der Schreiber durch die Anonymität gedeckt schien. Einer von diesen Briefen lautete:

„Wolltest Du, alter Republiquinquiste, uns den Tag nennen, wo Du Deine Mocassinen schmieren willst? Wir werden Dir leicht Fett von Chuans liefern können, und wenn Du das Blut Deiner Freunde wünschtest, um ihre

Geschichte zu schreiben, so fehlt auch das nicht im Kothe von Paris, ihrem Elemente.

„Alter Spitzbube, frage Deinen würdigen und verrätherischen Freund Fitz-James, ob ihm der Stein, den er bekommen hat, Spaß gemacht hat. Canaillen, wir werden Euch die Kaldaunen aus dem Leibe reißen u. s. w. u. s. w.“

In einem anderen Briefe sah man einen recht gut gezeichneten Galgen mit den Worten:

„Kniee nieder vor einem Priester und beichte, denn man will Deinen alten Kopf, damit Dein Verrath ein Ende nehme.“

Die Cholera dauert aber noch immer, und leicht könnte die Antwort, die ich einem bekannten oder unbekannten Gegner zusenden wollte, erst zu ihm kommen, wenn er im Sarge läge. Sollte er aber auch am Leben bleiben, wo würde mich seine Antwort treffen? Vielleicht in jenem Ort der Ruhe, der jetzt Niemanden schrecken kann, besonders uns nicht, die wir unsere Jahre zwischen der Schreckensherrschaft und der Pest verlebt haben, der ersten und letzten Periode unseres Lebens.

Paris, Rue d'Enfer, Ende Juli 1832.

Die Herzogin von Berry landet in der Provence und kommt in die Vendée.

Die Herzogin von Berry hatte nicht sobald meine Verfügungen über die 12,000 Frcs. gebilligt, als sie sich für ihr seltsames Abenteuer einschiffte. Der Aufstand von Marseille war mißglückt; es blieb nur noch ein Versuch im Westen übrig; aber der Ruhm der Vendée gehörte nur einer Zeit an, und ist ein Ruhm für sich. Er wird in unseren Geschichtsbüchern leben, aber mehr als drei Viertheile Frankreichs haben einen anderen Ruhm gewählt, aus Eifersucht der Antipathie. Die Vendée ist eine hochverehrte und bewunderte Oriflamme im Schatze von St. Denis, unter welcher aber die Jugend und die Zukunft sich von jetzt an nicht mehr reihen wollen.

Als die Herzogin gleich Bonaparte an der Küste der Provence landete, sah sie die weiße Fahne nicht von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen. Getäuscht in ihrer Erwartung, stand sie mit Herrn von Bourmont fast allein. Der Marschall wollte sie sofort wieder über die Grenze bringen; sie verlangte die Nacht zum Nachdenken. Sie schlief sanft unter den Felsen beim Brausen des Meeres und beim Erwachen am Morgen fand sie einen edlen Traum in ihrem Gedanken: „Weil ich nun doch auf französischem Boden bin, so will ich ihn nicht wieder verlassen. Gehen wir nach der Vendée."

Herr von ***, durch einen getreuen Mann in Kenntniß gesetzt, nahm sie als seine Frau in seinen Wagen, reiste

mit ihr durch Frankreich und brachte sie bis nach ***. Sie blieb einige Zeit in einem Schlosse, ohne von Jemand erkannt zu sein, ausgenommen vom Pfarrer des Ortes. Der Marschall Bourmont sollte sich auf einem anderen Wege in der Vendée mit ihr vereinigen.

Von dem Allem in Paris unterrichtet, konnten wir leicht das Resultat voraussehen. Das Unternehmen hat für die royalistische Sache eine andere unangenehme Folge; es enthüllt ihre Schwäche und zerstreut manche Illusionen. Wenn die Herzogin nicht in die Vendée gegangen wäre, so hätte Frankreich noch immer geglaubt, im Westen befinde sich ein royalistisches Lager in Ruhe, wie ich es nannte.

Noch blieb ein Mittel übrig, die Herzogin zu retten und einen neuen Schleier über die Wahrheit zu werfen. Die Fürstin mußte sofort Frankreich verlassen. Da sie auf ihre eigene Gefahr hingekommen war, wie ein braver General, der seine Armee inspicirt und ihre Ungeduld und ihren Eifer mäßigen will, so hätte sie erklären können, daß sie nur gekommen sei, um ihren Kriegern zu sagen, der Augenblick sei noch nicht günstig, sie werde aber wieder kommen und sich an ihre Spitze stellen, wenn die Gelegenheit sie riefe. Die Herzogin hätte wenigstens einmal den Vendéern einen Bourbon gezeigt, und die Schatten der Cathelineau, der d'Elbée, der Bonchamp, der Larochejaquelein, der Charette hätten sich gefreut.

Unser Comité versammelte sich. Während wir uns unterredeten, kam von Nantes ein Capitän, der uns den Ort nennt, wo die Heldin sich aufhält. Der Capitän ist ein schöner junger Mann, tapfer wie ein Seemann, originell

wie ein Bretagner. Er mißbilligte das Unternehmen, fand es wahnsinnig, sagte aber: „Wenn die Herzogin nicht geht, so gilt es zu sterben, das ist Alles. Ihr aber, ihr Herren vom Conseil, laßt Walther Scott hängen, denn er ist der allein Schuldige.“ Ich war der Ansicht, unsere Meinung der Fürstin zu schreiben. Herr Berryer, der eben einen Prozeß in Quimper zu führen hatte, erbot sich großmüthig, den Brief zu bestellen und wo möglich die Herzogin selbst zu sehen. Als aber die Abfassung des Billets zur Sprache kam, wollte keiner etwas damit zu thun haben; man trug mir es auf.

Unser Bote reiste ab, und wir erwarteten das Resultat. Bald erhielt ich durch die Post folgendes Billet, das unversiegelt wahrscheinlich durch die Hände der Behörden gegangen war.

„Angoulême, den 7. Juni.

„Herr Vicomte, ich empfing vergangenen Freitag ein Billet und gab es ab; am Sonntag aber forderte mich der Präfekt der unteren Loire auf, die Stadt Nantes zu verlassen. Ich war schon unterwegs, und an den Thoren von Angoulême. Ich wurde vor den Präfekt geführt, der mir einen Befehl des Herrn von Montalivet vorzeigte, wonach ich unter Gensdarmerieescorte nach Nantes zurückgebracht werden sollte. Seit meiner Abreise von Nantes ist das Departement der unteren Loire in Belagerungszustand gesetzt, und in Folge dieser ganz ungesetzlichen Maßregel unterwirft man mich den Ausnahmegesetzen. Ich schrieb an den Minister, um ihn zu bitten, mich nach Paris rufen zu lassen; er erhält meinen Brief durch dieselbe

Post. Der Zweck meiner Reise nach Nantes scheint ganz falsch ausgelegt worden zu sein. Erwägen Sie daher, ob Sie es für passend finden, mit dem Minister davon zu sprechen. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich eine solche Bitte an Sie richte, aber ich weiß mich an Niemand anders zu wenden.

„Glauben Sie, Herr Vicomte, ich bitte Sie, an meine aufrichtige Anhänglichkeit wie an die vollkommene Hochachtung

Ihres ergebenen Dieners

Berryer Sohn.

„Nachschrift. Wenn Sie mit dem Minister sprechen wollen, so ist kein Augenblick zu verlieren. Ich begebe mich nach Tours, wo seine Befehle mich noch im Laufe des Sommers treffen werden; er kann sie entweder durch den Telegraphen oder durch Estafette übersenden.“

Ich machte Herrn Berryer schriftlich mit dem Entschlusse bekannt, den ich gefaßt hatte. Ich schrieb nämlich an den Minister des Innern, daß Herr Berryer durchaus nichts Ungesetzliches gethan habe.

Meine Verhaftung.

Paris, Rue d'Enfer, Ende Juli 1832.

Einer meiner alten Freunde, Herr Frisell, ein Engländer, hatte in Passy seine einzige Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren, verloren. Ich begleitete die arme Elisa

am 19. Juni zu ihrer Begräbnißstätte, und kehrte dann voll trauriger Gedanken in meine Einsamkeit zurück und legte mich nieder. Am 20. Juni, um 4 Uhr des Morgens, trat Baptiste, mein langjähriger Diener, in mein Zimmer, nähert sich meinem Bette und sagte mir:

„Herr Vicomte, der Hof ist voller Menschen, die alle Thüren besetzt und Desbrosses gezwungen haben, das große Hausthor zu öffnen und drei Herren wollen mit Ihnen sprechen.“ Kaum hatte er diese Worte beendet, so traten diese Herren ein, und der Erste unter ihnen tritt sehr höflich an mein Bett und erklärt mir, daß er Befehl habe, mich zu verhaften und nach der Polizeipräfektur zu bringen. Ich fragte ihn, ob die Sonne aufgegangen sei, was das Gesetz verlange, und ob er einen Verhaftsbefehl bei sich habe. Ueber die Sonne erwiderte er nichts, dagegen zeigte er mir den Verhaftsbefehl, nach dem ich als eines Complots gegen die Sicherheit des Staates angeklagt, zum Verhaft gebracht und alle meine Papiere, Briefschaften und Schriften mit Beschlag belegt werden sollten.

Während ich diesen Befehl las, sagte der Hauptmann der Polizeispione zu seinen Untergebenen: „Meine Herren, thun Sie ihre Pflicht!“ Die Pflicht bestand nämlich darin, alle Schränke zu öffnen, alle Taschen zu durchsuchen und alle Papier, Briefe und Documente zusammen zu raffen, sie zu lesen, wenn sie es konnten, und alle Waffen aufzufinden, wie es eben in dem Befehle stand.

Nachdem ich den Befehl durchgelesen, wandte ich mich an das achtbare Haupt dieser gewaltsamen Entführer von Menschen und Freiheiten und sagte: „Sie wissen, mein

Herr, daß ich Ihre Regierung gar nicht anerkenne, und daß ich gegen die mir angethane Geawlt protestire; da ich aber nicht der Stärkste bin und keine Lust habe, mich mit Ihnen herumzubalgen, so werde ich aufstehen und Ihnen folgen; nehmen Sie einstweilen gefälligst Platz."

Ich kleidete mich an, und ohne irgend etwas mit mir zu nehmen, sagte ich zu dem ehrwürdigen Commissär:

„Mein Herr, ich stehe zu Befehl; gehen wir zu Fuß?"

„Nein, mein Herr, ich habe Ihnen einen Fiakre gebracht."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr; lassen Sie uns gehen. Doch Sie erlauben mir wohl, von Frau von Chateaubriand Abschied zu nehmen. Erlauben Sie mir allein in das Zimmer meiner Frau zu gehen?"

„Mein Herr, ich werde Sie bis an die Thür begleiten und Sie dann erwarten."

Wir stiegen hinab; überall auf meinem Wege fand ich Wachen; man hatte sogar eine Vedette bis auf den Boulevard an einer kleinen Pforte aufgestellt, die in den hintersten Theil meines Gartens führte. Ich sagte zu dem Commissär: „Diese Vorkehrungen waren ganz unnöthig; ich habe nicht die geringste Lust, zu entfliehen."

Die Herren hatten meine Papiere durcheinander geworfen, aber Nichts mitgenommen. Mein großer Mameluckensäbel erregte ihre Aufmerksamkeit; sie sprachen leise unter sich, ließen aber doch die Waffe unter einem Haufen staubiger Folianten liegen, wo sie neben einem Cruzifix von gelbem Holze, das ich aus dem heiligen Lande mitgebracht hatte, schon längst ruhte.

Diese Pantomime hätte mich fast zum Lachen bewegen können, wäre ich nicht besorgt für Frau von Chateaubriand gewesen. Wer sie kennt, kennt auch die Zärtlichkeit, die sie für mich hat, ihre Furcht, die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie und den traurigen Zustand ihrer Gesundheit. Dieser Ueberfall der Polizei und meine Verhaftung konnten ihr unendlich schaden. Sie hatte schon einiges Geräusch gehört, und ich fand sie in ihrem Bette sitzend und ganz entsetzt aufhorchend, als ich zu einer so ungewöhnlichen Stunde in ihr Zimmer trat.

„Ach, guter Gott!" rief sie, „sind Sie krank? Was ist denn geschehen? Was giebt es denn?" und sie zitterte an allen Gliedern. Ich umarmte sie, während ich kaum die Thränen zurückhalten konnte und sagte: „Es ist nichts, man holt mich nur, um als Zeuge in einem Preßprozesse eine Aussage zu machen. In einigen Stunden ist Alles aus und ich werde wieder kommen, mit Ihnen zu frühstücken."

Der Polizeimann war an der offenen Thüre stehen geblieben; er sah diese Scene, und während ich mich seinen Händen wieder übergab, sagte ich zu ihm: „Sie sehen, mein Herr, welche Wirkung ihr etwas frühzeitiger Besuch hervorbringt."

Ich durchschritt den Hof mit meinen Wächtern; drei von ihnen stiegen mit mir in den Fiakre, die übrigen begleiteten den Fang zu Fuße, und wir gelangten ohne Hinderniß in den Hof der Polizeipräfektur.

Der Gefangenwärter, der mich in mein Loch bringen sollte, war noch nicht aufgestanden; man weckte ihn, indem man an sein Fenster klopfte, und er ging, mein Lager

zu bereiten. Während er damit beschäftigt war, schritt ich mit Herrn Leotaud, der mich bewachte, im Hofe auf und ab. Er schwätzte mit mir und sagte mir ganz freundschaftlich, denn er war sehr höflich: „Herr Vicomte, ich kenne Sie ganz gut; als Sie Minister waren, habe ich oft vor Ihnen präsentirt, wenn Sie zum König kamen; ich diente unter den Garde du Corps. Aber, lieber Gott, man hat Frau und Kinder und muß leben!“

„Da haben Sie ganz Recht, Herr Leotaud; wie viel bringt Ihnen Ihr Geschäft hier ein?“

„Ach, Herr Vicomte, das kommt auf den Fang an... bald giebt es gute, bald schlechte Gratifikationen, wie im Kriege.“

Während meiner Promenade sah ich die Polizeispione in verschiedenen Verkleidungen, gleich Masken am Aschermittwoch ankommen; sie kamen, um von ihren Heldenthaten der Nacht Rechenschaft abzulegen. Einige waren als Salathändler, Ausrufer, Kohlenträger, Kleidertrödler, Lumpensammler, Drehorgelspieler verkleidet; andere trugen Perrücken, unter denen Haare von anderer Farbe hervorsahen, oder trugen falsche Backen-, Schnurr- und Kinnbärte; noch andere hatten sich falsche Stelzbeine angeschnallt wie achtbare Invaliden und trugen ein leuchtendes rothes Band in ihrem Knopfloch. Sie gingen in einen kleinen Hof und kamen bald unter anderen Costümen wieder, ohne falsche Bärte und Perrücken, ohne hölzerne Beine oder ohne den Arm in der Binde. Alle diese Nachtvögel der Polizei verschwanden mit dem heranrückenden Tage. Als meine Wohnung fertig war, kam der Gefangenwärter zu uns, und Herr Leotaud führte mich mit entblößtem Haupte bis

zur Thür meiner neuen Wohnung und empfahl sich mit den Worten: „Herr Vicomte, ich empfehle mich Ihnen gehorsamst; auf baldiges Wiedersehen.“

Die Thür schloß sich hinter mir. Zwischen dem Schließer, der mit den Schlüsseln voranging und seinen beiden Gehülfen, die mir folgten, um mich am Entlaufen zu verhindern, gelangte ich durch eine schmale Treppe in das zweite Stockwerk. Ein kleiner dunkler Corridor führte mich an eine Thür. Der Schließer öffnete sie und ich trat nach ihm in meine Zelle. Er fragte mich, ob ich Etwas bedürfe und ich antwortete, daß ich in einer Stunde frühstücken wolle. Er sagte mir, es sei ein Kaffeehaus und eine Restaration da, die den Gefangenen für ihr Geld Alles, was sie wünschten, lieferten. Ich bat den Schließer, mir Thee und wo möglich heißes und kaltes Wasser und Servietten bringen zu lassen. Ich gab ihm im Voraus 20 Frcs., und er zog sich ehrfurchtsvoll zurück, mit dem Versprechen wieder zu kommen.

Allein geblieben, besah ich mir meine Zelle; sie war etwas länger als breit und gegen 7 bis 8 Fuß hoch. Die befleckten und kahlen Wände waren mit der Prosa und den Versen meiner Vorgänger beschmiert, besonders von einer Frau, die heftig auf das Juste-milieu schimpfte. Eine Bettstelle mit schmutzigen Betttüchern nahm die Hälfte meiner Zelle ein. Ein an die Wand ungefähr 2 Fuß über dem Bette befestigtes Brett diente als Aufbewahrungsort für die Wäsche, Stiefeln oder Schuhe der Verhafteten; ein Stuhl und ein nicht wohl zu nennendes Möbel machten den Rest des Ameublements aus.

Mein getreuer Schließer brachte mir die verlangten

Servietten und Krüge Wasser; ich bat ihn, die schmutzigen Betttücher wegzunehmen und den Eimer zu entfernen, der mir den Atthem versetzte, auch meine Zelle gehörig auszukehren. Als alle Werke des Juste-milieu hinaus waren, brachte ich meinen Bart in Ordnung; wusch mich mit dem reinen Wasser meines Kruges, wechselte die Wäsche (Frau von Chateaubriand hatte mir ein kleines Packet geschickt) und ordnete auf dem Brette über meinem Bette alle meine Sachen wie in der Cajütte meines Schiffes. Als dies geschehen war, kam das Frühstück und ich trank meinen Thee auf meinem wohlgewaschenen Tisch, den ich mit einer reinen Serviette bedeckte. Bald holte man die Geräthschaften meines Frühmahls ab und ließ mich, gehörig eingeschlossen, allein.

Meine Zelle erhielt das Licht nur durch ein einziges vergittertes Fenster, das ziemlich hoch oben angebracht war. Ich setzte meinen Tisch unter das Fenster und stieg darauf, um frische Luft einzuathmen und mich des Lichtes zu erfreuen. Durch die Eisenstangen meines Käfigs erblickte ich nur einen Hof oder vielmehr einen dunklen, schmalen Gang, um dessen schwarze Gebäude Fledermäuse schwirrten. Ich hörte das Klirren von Schlüsseln und Ketten, den Lärm der Polizeisoldaten und Spione, den schweren Tritt der Wache, das Geräusch der Waffen, Geschrei, Gelächter, schamlose Gesänge der benachbarten Gefangenen und das Geheul eines zum Tode verurtheilten Muttermörders. Ich sah die Rückseite der Gesellschaft, die wunden Stellen des menschlichen Geschlechts, die gräßlichen Maschinen, die diese Welt in Bewegung setzen.

Ich dankte den Schriftstellern, den großen Anhängern

der Preßfreiheit, die vor Kurzem mich zu ihrem Anführer gewählt hatten und unter meinen Befehlen kämpften. Ohne sie hätte ich das Leben verlassen, ohne zu wissen, was ein Kerker ist, und diese Prüfung hätte mir gemangelt. Ich erkenne in dieser zarten Aufmerksamkeit das Genie, den Edelmuth, die Ehrenhaftigkeit und den Muth der Herren von der Feder, die Stellen errungen haben. Was ist aber auch diese kurze Prüfung? Tasso hat Jahre in einem Kerker zugebracht und ich sollte klagen!

Uebrigens war ich keineswegs unglücklich; der Geist meiner vergangenen Größe und meines dreißigjährigen Ruhms erschien mir nicht; aber meine Muse von ehemals, die arme, unbekannte, kam leuchtend, mich durch das Fenster zu umarmen. Sie war entzückt über mein Lager; sie fand mich wieder, wie sie mich in meiner Armuth zu London gesehen hatte, als die ersten Träume an René durch meinen Kopf zogen. Was sollten wir thun, die Einsiedlerin des Pindus und ich? Ein Lied gleich dem des armen Dichters Lovelace, der in den Kerkern der englischen Gemeinen den König Karl I., seinen Herrn, besang? Nein; die Stimme eines Gefangenen hätte mir von böser Vorbedeutung für meinen kleinen König Heinrich V. gedäucht; nur am Altare muß man Hymnen an das Unglück richten. Ich besang also nicht die von einer schuldlosen Stirn gefallene Krone; ich begnügte mich, eine andere weiße Krone zu besingen, die auf dem Sarge eines jungen Mädchens niedergelegt war. Ich erinnerte mich, der Elisa Frisell, die ich am Tage zuvor auf dem Kirchhof zu Passy hatte beerdigen sehen. Ich begann einige elegische Verse zu einem lateinischen Epitaph; doch bald brachte mich die Quantität

eines Wortes in Verlegenheit. Schnell sprang ich von meinem Tische, wo ich gegen die Gitter des Fensters gelehnt, gestanden hatte, und schlug mit beiden Fäusten an meine Thür. Die Höhlen der Umgegend hallten davon wieder; der Schließer kommt in Begleitung zweier Gendarmen entsetzt heraus, öffnet das Thürfenster und ich schreie ihm zu: „Einen Gradus! einen Gradus!“ Der Schließer reißt die Augen auf und die Gendarmen glaubten, ich enthülle einen meiner Mitverschwornen und hätten mir gern die Handschellen angelegt. Ich erklärte mich genauer, gab Geld, um das Buch zu kaufen und man ging, von der erstaunten Polizei einen Gradus zu verlangen.

Während man sich mit meinem Auftrage beschäftigte, kletterte ich wieder auf meinen Tisch, änderte aber die Idee auf diesem Dreifuß und beginne einige französische Strophen auf den Tod Elisa's; doch mitten in meiner Begeisterung, gegen 3 Uhr, dringen Gerichtsdiener in meine Zelle, ergreifen mich und führen mich vor den Instructionsrichter, der in einem dunkeln Zimmer, meiner Zelle gegenüber, auf der anderen Seite des Hofes arbeitet. Der Richter, ein junger, aufgeblasener und geckenhafter Mensch, richtet an mich die gewöhnlichen Fragen über meinen Namen, Alter und Wohnort. Ich weigere mich zu antworten und zu unterzeichnen, was es auch sei, da ich eine Regierung nicht anerkennen könne, die weder das alte Erbrecht, noch die Wahl des Volkes für sich hätte, denn Frankreich sei nicht befragt nnd kein Nationalcongreß zusammenberufen worden. Ich wurde in meine Mausefalle wieder zurückgeführt.

Um 6 Uhr brachte man mir mein Mittagessen, und ich

fuhr fort, in meinem Kopfe die Verse meiner Stanzen zusammenzusetzen. Frau von Chateaubriand schickte mir eine Matratze, Betttücher, eine baumwollene Decke, Lichter und Bücher, die ich des Nachts las. Ich traf meine Einrichtung fort und fort, eine Melodie vor mich hin singend, die mir zu dem Gedichte passend schien.

Paris, Rue d'Enfer, Ende Juli 1832.

Uebergang aus meiner Diebeshöhle in das Toilettencabinet des Fräulein Gisquet. — Achilles von Harlay.

Ich begann mich zu entkleiden, als sich Stimmen vernehmen ließen, meine Thür sich öffnete und der Herr Polizeipräfekt, begleitet von Herrn Nay, eintritt. Er entschuldigt sich tausendmal wegen der Verlängerung meiner Haft im Polizeibureau und sagte mir, meine Freunde, der Herzog von Fitz-James und der Baron Hyde de Neuville seien wie ich verhaftet worden, und bei der Ueberhäufung von Gefangenen wisse man in der Präfektur nicht, wohin man die Personen bringen solle, welche die Justiz zu verhören wünsche. „Doch," fügte er hinzu, „kommen Sie zu mir, Herr Vicomte, und wählen Sie sich in meiner Wohnung ein Zimmer, das Ihnen zusagt."

Ich dankte ihm und bat ihn, mich in meinem Loche zu lassen; ich war schon ganz entzückt davon, wie ein Mönch von seiner Zelle. Der Herr Präfekt wollte aber auf meine

Bitten nicht eingehen, und so mußte ich ausziehen. Ich sah die Salons wieder, die ich seit dem Tage, wo der Polizeipräfekt Bonaparte's mich hatte kommen lassen, um mir zu befehlen, Paris zu verlassen, nicht wieder betreten hatte. Herr und Madame Gisquet öffneten mir alle ihre Zimmer und baten mich, eins davon zu wählen. Herr Nay wollte mir das seinige abtreten. Ich war ganz verlegen über so viel Höflichkeit, und nahm endlich ein kleines abgelegenes Zimmerchen an, das nach dem Garten zu lag und, wie ich glaube, Fräulein Gisquet als Ankleidezimmer diente. Man erlaubte mir, meinen Bedienten zu behalten, der vor meiner Thür auf einer Matratze schlief, im Entrée einer engen Treppe, die in die Besuchzimmer der Madame Gisquet führte. Eine andere Treppe, die in den Garten hinabging, wurde mir verboten, und jeden Abend an ihrem Fuße gegen das Gitter hin, welches den Garten vom Kai trennt, eine Schildwache gestellt. Madame Gisquet ist die beste Frau von der Welt, und Fräulein Gisquet recht hübsch und sehr musikalisch. Ich kann die freundliche Fürsorge meiner Wirthe nur loben; sie schienen mir die zwölf Stunden meiner ersten Haft vergessen machen zu wollen.

Am Tage nach meiner Einführung in das Cabinet der Fräulein Gisquet stand ich ganz zufrieden auf; ich dachte an die Ode Anakreon's auf die Toilette einer jungen Griechin. Ich trat an's Fenster und erblickte einen kleinen, sehr grünen Garten, mit einer großen Mauer umgeben, die ebenfalls grün angestrichen war. Zur rechten Seite, im Hintergunde des Gartens lagen Geschäftszimmer, wo man angenehme Polizeibeamte wie schöne Nymphen zwischen

Hollundersträuchern sah; zur Linken lag der Seine-Kai, der Fluß und ein Stück von dem alten Paris, zum Kirchspiel von St. André des Arcs gehörig. Die Töne des Pianofortes von Fräulein Gisquet gelangten bis zu mir, vermischt mit den Stimmen der Polizeispione, die nach einigen Divisionschefs fragten, um ihren Bericht abzustatten.

Wie doch Alles in dieser Welt wechselt! Dieser kleine romantische englische Garten der Polizei war ein abgerissenes Stück des im französischen Geschmack angelegten Gartens des Hotel des ersten Präsidenten von Paris. Dieser ehemalige Garten nahm 1518 den ganzen Raum der Häuser ein, die jetzt die Aussicht nach Norden und Westen beschränken und dehnte sich bis zu den Ufern der Seine aus. In diesem Garten besuchte nach dem Barrikadentage der Herzog von Guise Achilles von Harlay. Jetzt sieht man in diesem Garten statt des Präsidenten Herrn Vidocq und statt des Herzogs von Guise Cocco Lacour. Wir haben die großen Männer gegen große Prinzipien eingetauscht. Wie frei sind wir jetzt! wie frei war besonders ich an meinem Fenster; das bewies der gute Gendarme, der am Fuß meiner Treppe Wache stand und mich im Fluge herabgeschossen hätte, wenn mir Flügel gewachsen wären! In meinem Garten war keine Nachtigall, dagegen aber eine Masse naschhafter, unverschämter und zänkischer Sperlinge, die man überall findet, auf dem Felde wie in der Stadt, in den Pallästen und in den Gefängnissen, und die sich ebenso fröhlich auf das Instrument des Todes setzen wie auf einen Rosenstrauch. Wer davon fliegen kann, kümmert sich um die Leidenschaften der Erde nicht.

Rue d'Enfer, Ende Juli 1832.

Der Instructionsrichter. — Herr Desmortiers.

Frau von Chateaubriand erhielt die Erlaubniß, mich zu sehen. Sie hatte während der Schreckensregierung dreizehn Monate in den Gefängnissen von Rennes mit meinen beiden Schwestern Lucile und Julie zugebracht. Ihre Phantasie war davon so angegriffen, daß sie den Gedanken eines Gefängnisses nicht ertragen konnte. Meine arme Frau bekam beim Eintritt in die Präfektur einen heftigen Nervenzufall, und das war eine neue Gabe, die ich dem Juste-milieu verdankte. Am zweiten Tage nach meiner Verhaftung kam der Instructionsrichter Herr Desmortiers mit seinem Schreiber zu mir.

Herr Guizot hatte an dem königlichen Gerichtshofe in Rennes einen Schriftsteller, Herrn Hello zum Generalprocurator ernannt, und dieser war natürlich eben so neidisch und reizbar, wie Alles, was Papier beschmiert in einer siegreichen Partei.

Der Schützling des Herrn Guizot, der meinen Namen und den des Herzogs von Fitz-James und des Herrn von Neuville in dem Prozesse fand, den man in Nantes gegen Herrn Berryer führte, schrieb an den Justizminister, er solle wo möglich uns verhaften und verhören lassen, als Mitschuldige sowohl wie als Zeugen. Herr von Montalivet hatte geglaubt, der Ansicht des Herrn Hello Folge leisten zu müssen. Es gab eine Zeit, wo Herr von Montalivet sehr demüthig zu mir kam, um meinen Rath und meine Ansichten über die Wahlen und die Preßfreiheit

zu vernehmen. Die Restauration hat zwar aus Herrn von Montalivet einen Pair, nicht aber einen geistreichen Mann machen können, und daher rührt wahrscheinlich jetzt sein Groll.

Herr Desmortiers, der Instructionsrichter, trat also in mein Zimmerchen, ein süßliches Wesen lag auf seinem finstern und tückischen Gesichte wie eine Schminke von Honig.

Herr Desmortiers gehörte noch vor Kurzem zur Congregation, ging fleißig zur Communion, war ein eifriger Legitimist und großer Anhänger der Ordonnanzen, gehört aber jetzt wohl oder übel zum Juste-milieu. Ich bat diesen Herrn mit aller Höflichkeit des ehemaligen Frankreich sich zu setzen, rückte ihm einen Lehnsessel herbei, stellte vor seinen Schreiber ein Tischchen und gab ihm Feder und Tinte und setzte mich Herrn Desmortiers gegenüber. Dieser las mir mit wohlwollender Stimme die wenigen Anklagepunkte vor, die, gehörig bewiesen, mir den Hals hätten kosten können und ging dann zu dem Verhöre über.

Ich erklärte abermals, daß ich die gegenwärtige politische Ordnung nicht anerkenne und daher auch nichts zu antworten habe; ich würde Nichts unterzeichnen und jedes richterliche Verfahren sei überflüssig; man möge sich daher die Mühe ersparen; übrigens sei ich von der Ehre des Besuchs des Herrn Desmortiers ganz erfreut.

Ich sah, daß diese Handlungsweise den frommen Mann in Wuth setzte, der, nachdem er früher meine Ansichten getheilt hatte, mein Betragen als eine Satyre auf das seinige annahm. Mit diesem Grolle mischte sich der

richterliche Stolz, der sich in seiner Amtsehre beleidigt glaubte. Er wollte mit mir disputiren, doch konnte ich ihm nie den Unterschied begreiflich machen, der zwischen der gesellschaftlichen und politischen Ordnung steht. Der Ersteren habe ich mich unterworfen, sagte ich ihm, denn sie entsteht aus dem Naturrechte; ich gehorche den bürgerlichen, Militär- und Finanzgesetzen, den Gesetzen der Polizei und der öffentlichen Ordnung; aber dem politischen Rechte war ich keinen Gehorsam schuldig, da dieses Recht aus der durch Jahrhunderte geheiligten königlichen Macht entspringt oder eine Folge der Volkssouveränetät ist. Ich sei nicht einfältig oder falsch genug, um zu glauben, das Volk sei zusammen berufen und befragt worden, und die gegenwärtige politische Ordnung sei das Resultat eines Nationalbeschlusses. Wenn man mir wegen Diebstahl, Mord, Brandstiftung oder wegen anderer socialen Verbrechen den Prozeß mache, so würde ich der Justiz antworten; beabsichtige man aber einen politischen Prozeß, so hätte ich einer Behörde, die durchaus keine legale Macht habe, und deshalb nichts von mir zu wissen habe, nichts zu antworten.

So vergingen 14 Tage. Herr Desmortiers, dessen Wuth ich in Erfahrung gebracht hatte (eine Wuth, die er auch den Richtern mitzutheilen versuchte), kam endlich mit einem vertraulichen Wesen zu mir und sagte: „Sie wollen mir also ihren berühmten Namen nicht nennen?“ In einem der Verhöre las er mir einen Brief Karl's X. an den Herzog von Fitz-James vor, in dem sich eine für mich ehrenvolle Stelle befand: „Nun, mein Herr,“ sagte ich, „was soll dieser Brief? Es ist bekannt, das ich meinem

alten König treu geblieben bin und Ludwig Philipp keinen Eid geleistet habe. Der Brief meines verbannten Fürsten rührt mich tief. Während seines Glücks hat er mir nie etwas Aehnliches gesagt, und diese Worte vergelten alle meine Dienste."

Druck von Otto Wigand in Leipzig.